



„Die Treppe – eine Stadt **schreibt** einen Roman.“

Ein Projekt der „zeit sprung schreibwerkstatt“

1. Kapitel: Christoph Biermeier	2
2. Kapitel: Martina Eirich	12
3. Kapitel: Andrea Wanner	20
4. Kapitel: Kerstin Körner	26
5. Kapitel: Antje Kunz	35
6. Kapitel: Bernhard Penninger	43
7. Kapitel: Ilse Burkert-Sauer	52
8. Kapitel: Karin Schick	63
9. Kapitel: Gabriele Krump	72
10. Kapitel: Constanze Salomon	82
11. Kapitel: Mathias Kleinknecht	92
12. Kapitel: Eva Praetorius	102
13. Kapitel: Melissa Pelgrim	111
14. Kapitel: Rose Wolf	121
15. Kapitel: Bettina Hoffmann	129
16. Kapitel: Tatjana Kruse	141

1. Kapitel: Christoph Biermeier

Manchmal, wenn ich am Fenster stehe und auf diese wunderbare Treppe hinabblicke, überkommt mich ein großes Fernweh, als ob die Treppe eine große Welle wäre und nur darauf warten würde, wann endlich ein Schiff kommt, dass sie hinaus in fremde, nie gesehene Länder tragen möchte.

Ob die Erbauer dieser Treppe auch so dachten? Ich glaube schon, so wie sie sich hin öffnet zum Markt, zur Welt. Und warum sollten die Menschen damals vor 500 Jahren nicht diese Sehnsucht nach Weite gehabt haben? „Ein Mensch, der lebt, will uferlos schauen“, sagt der Dichter Herbert Achternbusch.

Gerade einmal 15 Jahre war es her, als man den Grundstein für diese Treppe legte, dass Kolumbus hinübergesegelt war nach Indien und ganz etwas anderes fand. Kann es nicht sein, dass Dinge untereinander mehr verbunden sind, als wir immer meinen? Warum sieht die Treppe so aus, wie sie aussieht? Ein Gestaltungswille hat sie geformt, ganz genau so, wie wir sie heute sehen. Vielleicht verstehen wir diesen Gestaltungswillen nicht mehr, er ist uns möglicherweise fremd geworden, aber, denke ich dann, spüren tut man ihn. Und warum sollte der Baumeister dieser Treppe nicht an Kolumbus gedacht haben, oder in sich sein eigenes Kolumbus-Gefühl gehabt haben? Wer weiß das schon.

Da fällt mir unversehens ein, dass ich vor einigen Tagen in einer Zeitschrift ein Interview mit einem Neurologen, der den wunderbaren Namen Vilayanur Ramachandran hat, gelesen habe. Und weil mich das an meine Gedanken erinnert, suche ich das Gespräch. Erstaunlicherweise finde ich es auch gleich wieder: „Der italienische Hirnforscher Giacomo Rizzolatti und seine Kollegen hatten bereits 1996 herausgefunden: Egal ob ein Affe selbst nach einer Erdnuss grapscht oder zuguckt, wie ein anderer Affe nach einer Erdnuss grapscht - es sind jeweils genau dieselben Neuronen in seinem Gehirn aktiv. Diese Nervenzellen sind fähig zu erkennen, was in des anderen Affen Kopf vorgeht. Ist das nicht absolut faszinierend? Zumal wir inzwischen wissen, dass sie genau dies auch bei uns tun - wir können die Gedanken anderer Menschen lesen, weil wir Spiegelneuronen haben.“

Wenn in einer Theaterprobe ein Schauspieler plötzlich einen Satz oder vielleicht auch nur ein Wort, das man schon so oft gehört hat, plötzlich einmal anders betont, vielleicht nicht einmal absichtlich, sondern vielleicht nur, weil er besonders unkonzentriert oder besonders konzentriert ist und ihm die Betonung um eine Nuance verrutscht, dann passiert manchmal etwas, was Theater so einmalig und

kostbar macht. Diese zufällige Veränderung, diese eine neue Betonung öffnet mit einem Male eine Tür zu einem ganz neuen Bedeutungshorizont der Figur und des Stückes. Plötzlich wird einem klar, was das Stück will und kann. Plötzlich fügt sich alles in eins und es gibt keine Fragen mehr. Merkwürdigerweise ist dies ein Gefühl, das jeder, der in diesem Moment im Raum ist, spürt. Für mich geht diese plötzlich Erkenntnis, denn nichts anderes ist es, immer mit einem leichten Erschrecken einher. Ich habe nicht die geringste Ahnung, warum das so ist. Beziehungsweise, nachdem ich das Interview mit Herrn Ramachandran gelesen habe, glaube ich zu ahnen, woher dieses sanfte Gruseln kommt. Wenn er recht hat, dann löst sich ja die Schranke zwischen mir und dem Gegenüber auf und damit auch ein Stück weit unser Ich.

Jetzt am Nachmittag ist die Terrasse des Cafés am anderen Ende des Marktplatzes leer, die Mittagspause ist vorbei. Dennoch seltsam, denn heute ist der erste richtig heiße Tag des Jahres. Da könnte man meinen, dass alles nach draußen drängt. Mache ich eben den Anfang. Zeit für eine Pause ist es ohnehin, denke ich und mache mich auf ins Café. Wie steil diese Treppe ist, denke ich jedes Mal, wenn ich an ihr vorbeilaufe.

Shakespeares „Sturm“ müsste man darauf inszenieren, denke ich dann, und die Treppe wäre eine steingewordene Welle im Sturm. Prospero hätte sie eingefroren und das Schiff selbst wäre die Zauberinsel, die Schrecken und Freuden der Insel wären in den Figuren und damit auch in uns. Ich glaube, das wäre eine Fantasie, die Shakespeare gefallen würde, ihm den Meister, dem Dichter mit dem Röntgenblick für die menschliche Seele, die bei ihm immer eine der Untiefen und der Schrecken ist. Und so wäre das Schiff, für einen Moment aus der Zeit gefallen und die Besatzung würde innehalten, einen Moment lang nur, bis sie an einen Felsen geworfen, zerschellt. Vielleicht, vielleicht aber auch hinausgetragen würde, zu neuen, zauberhaften Welten. Böhmen, das wusste Shakespeare, liegt am Meer.

Merkwürdigerweise liegen auf dem Tisch, sorgsam vom Aschenbecher beschwert, damit sie im Nachmittagswind nicht wegfliegen können, einige Zettel Papier, dicht beschrieben mit einer fliegenden Schrift. Und weil man nicht nichts denken kann, man aber ohnehin zu viel denkt, beginne ich diese Zettel zu lesen:

„Irgendetwas läuft grundsätzlich schief.“

Deshalb muss ich mich jetzt leider an Sie wenden, ob Sie das nun wollen oder nicht. Ich bin kein Schriftsteller, aber ich brauche ganz einfach jemanden, dem ich alles erzähle. Ich habe natürlich nicht die geringste Ahnung, ob Sie das hier lesen wollen. Das ist nicht so wichtig. Irgendein kluger Mensch hat einmal gesagt, dass man nicht aufschreiben müsse, wie etwas sich zugetragen hat, sondern wie es hätte sein können. Und genau so ist es mit dem Leser. Es ist nicht wichtig, dass es ihn gibt, nur, dass es ihn geben könnte. Was ist schon wirklich, was ausgedacht? Ich meine, wer kann das schon auseinander halten? Wahrscheinlich glauben Sie mir das jetzt nicht, aber das ist auch egal, es gibt ja auch keine Garantie, dass es Sie überhaupt gibt. Ich glaube, dieser Dichter war Peter Handke Auch so einer, der noch den Nobelpreis bekommt, wenn er nur alt genug wird. Aber wer weiß das schon. Bob Dylan hat ja den Nobelpreis auch noch nicht erhalten, obwohl der schon recht alt ist, Bob Dylan meine ich, obwohl, der Nobelpreis ist wahrscheinlich noch älter. Aber wieso soll ich mir Gedanken über den Nobelpreis machen, meine Kritzeleien hier liest wahrscheinlich ohnehin niemand. Andererseits ist es gut, sich Gedanken zu machen, über das, was passiert ist. Ich verstehe nämlich nichts mehr. Wenn mir irgendjemand vor drei Tagen gesagt hätte, dass ich heute in der Mittagssonne in einer wahnsinnig idyllischen Kleinstadt namens Schwäbisch Hall sitzen würde, hätte ich gedacht, der ist doch verrückt. Schwäbisch Hall, hätte ich gesagt, das gibt's doch wahrscheinlich überhaupt nicht, das ist doch eine Erfindung von einer Bausparkasse, die damit ihre Bausparverträge an den Mann bringen will und an die Frau natürlich auch. Und die ganze Stadt ein riesiges potemkinsches Werbedorf. Ziemlich genial, aber eben nicht echt. Und jetzt sitze ich hier und alle Schwäbisch Haller behaupten, sie seien nicht schwäbisch und wie zur Bekräftigung gibt es hier auf der Terrasse des Cafés Grüne Soße. Eindeutig und unwiderlegbar ein hessisches Nationalgericht. Das weiß ich zufällig, weil Kosminski Hesse ist.

Und Kosminski habe ich das alles zu verdanken.

„Theater, das hat was mit Theater zu tun“, sagte Kosminski. „Und du hast doch mit Theater zu tun.“

„Ich habe überhaupt nichts mit Theater zu tun“, sagte ich.

„Ich habe Phonetik studiert.“

„Siehst du“, sagte Kosminski, „Phonetik ist irgendwas mit Wörtern, oder? Theater

besteht aus Wörtern, also bist du der Richtige für den Auftrag.“

„Welchen Auftrag?“

„Nun, ich weiß es nicht. Aber es geht um viel Geld. Daher ist es ein guter Auftrag. Mein Auftraggeber hat gesagt, du sollst eine Treppe ausfindig machen, auf der Theater gespielt wird. Dort triffst du jemanden, der weiß dann mehr.“

„Wieso sagt dein geheimnisvoller Mister X, dass ich das machen soll? Woher kennt der mich?“

„Direkt gesagt hat er es nicht, dass du das machen sollst, aber irgendwer muss es ja tun und ich kann hier nicht weg.“

„Entschuldige Kosminski, aber das ist völlig idiotisch!“ sagte ich.

„Ich weiß“, Kosminski blieb gelassen. „Deswegen bist du der ideale Mann. Außerdem schuldest du mir eine ziemliche Menge an Gefallen und vor allem - Geld. Und du bist der einzige meiner Leute, den ich hier komplett entbehren kann.“

„Danke, Kosminski.“

„Bitte. In zwei Stunden geht's los.“

„Aber wohin denn?“ fragte ich leicht verzweifelt.

„Das weiß ich doch nicht, du bist der Theaterspezialist.“

„Phonetik, Kosminski, Phonetik.“

„Von mir aus auch Kosmetik“, kicherte Kosminski und war verschwunden.

Ganz ehrlich, als hätte er sich in Luft aufgelöst.

Aber das ist eine andere Geschichte, später vielleicht mehr davon.

Nur so viel: ich war in Salzburg. Wegen der Treppe. Es war unerträglich. Nur Regen. Und die Menschen da. Bloß weg.

Außerdem, was soll ausgerechnet ich mit einem Bausparvertrag? Das ist, als ob man einem lebenslänglich Verurteilten eine Jahreskarte der Bahn schenkt. Das setzt Kontinuität und Bonität und eine längerfristige Lebensplanung voraus, alles Dinge, die für mich nicht zutreffen. Eher im Gegenteil. Noch vor drei Tagen hätte ich nicht darauf geschworen, geschweige denn einen Bausparvertrag darauf abgeschlossen, dass es mich heute noch gibt. Aber so ist das eben in Berlin. Und mit Kosminski. Da liegt manches sehr nahe zusammen. Der große Coup oder der totale Absturz. Tod oder Leben. Aber das ist eine andere Geschichte, später vielleicht mehr davon.

Damit hätten wir schon zwei Sachen ausgeschlossen, den Nobelpreis und einen Bausparvertrag. Jedenfalls sitze ich schon seit Stunden auf der Terrasse diese schwäbisch-hessischen Cafés und starre in der prallen Mittagssonne, die mir

langsam das Gehirn ausdörrt, auf eine riesige Treppe und warte, dass endlich etwas passiert. Wobei ich ehrlich gesagt nicht die geringste Ahnung habe, was dieses Etwas sein könnte. Und so langsam bekomme ich dieses Spiel-mir-das-Lied-vom-Tod-Gefühl, nur die Fliege fehlt. Dafür schwirren hier eine Unmenge von Wespen herum, einerseits eher lebensbedrohlich bei meiner Wespenallergie, andererseits aber nur bedingt Sergio-Leone-tauglich. Auch das ist eine andere Geschichte.

Am Sinnvollsten ist wahrscheinlich, wenn ich von vorne beginne und Ihnen alles haarklein erzähle. Allerdings bin ich mir nicht so sicher, ob mir das gelingt. Vorhin, zum Beispiel, habe ich versucht die Treppenstufen hier vor mir zu zählen und bei der zwölften war ich schon eingeschlafen und träumte entsetzliche Dinge. Das passiert mir in letzter Zeit öfters, aber auch das ist eine andere Geschichte, vielleicht später mehr.

Eigentlich wohne ich in Berlin und ich arbeite als selbstständiger Unternehmer. Genauer gesagt, ich mache mal dies Mal das, was eben so gerade anfällt. Eigentlich bin ich ja Akademiker mit abgeschlossenem Studium: Magister Atrium, aber das interessiert erstens schon lange keinen mehr, mich am allerwenigsten und außerdem ist das eine andere Geschichte. Blutspenden, Türsteher, einen Taxischein habe ich auch versucht zu machen, ab und an in der Kneipe bedienen, Umzugshelfer, eher selten, wegen meinem Rücken und ich bin ohnehin nicht so stark und ehrlich gesagt, irgendetwas tut sich immer, da mache ich mir keine Sorgen, das war immer so und das wird immer so sein. Zumindest bis jetzt. Aber für die Zukunft bin ich mir da nicht so sicher. Wie hat Bob Dylan so schön gesagt: „The times the are a-changin“.

Ich wohne in Neukölln, das ist nicht unbedingt das Manhattan von Berlin, aber immerhin sind die Mieten billig und seit es selbst in Neukölln den Leinenzwang für Kampfhunde gibt, fühle ich mich nicht mehr als Trainingshase für testosterongeschwellte Pitbulls und ihre nicht minder testosterongeschwellten Besitzer. Ich bin zufrieden, Berlin ist eine tolle Stadt, mit all den Theatern und den Museen und den Kinos und der Berlinale und den wichtigen Galerien und den schönen Seen ringsherum. Das könnte ich mir alles ansehen, wenn ich wollte, aber meistens will ich nicht so wirklich. Lläuft einem ja auch nicht wirklich weg das Ganze, im Gegenteil, es kommt immer mehr dazu und das kann einen schon ganz schön nervös machen. Deshalb bleibe ich lieber immer schön geschmeidig und überstürze erstmal nichts.

Das war meine Devise und alles war gut.

Bis Kosminski kam. Und das ist jetzt keine andere Geschichte, sondern der Anfang dieser.

Eines Tages also läutet es an meiner Wohnungstür, es war so gegen halb zwölf und ich war gerade am Aufstehen und noch etwas benommen, weil ich den Abend zuvor in der Kneipe gearbeitet hatte, beziehungsweise in der Kneipe hatte arbeiten wollen. Aber ich war zu spät dran gewesen und da hatte Elvis, der Wirt, der übrigens wirklich aussieht wie Elvis, allerdings der ganz, ganz späte, schon Jimmy an den Zapfhahn gelassen. Weil ich aber schon mal da war und Elvis einen guten Tag hatte und ich daher anschreiben lassen konnte, kam eins zum andern... . Jedenfalls wurde es dann etwas später. Wenn Sie mich fragen, bin ich ein absoluter Befürworter einer Sperrstunde in Berlin zum Zwecke der Erhaltung der Volksgesundheit gerade in sozialen Randlagen wie Neukölln. Leider halte ich mich nur nie daran, wenn ich bei Elvis bin.

Kosminski, der meine Arbeitszeiten kannte, aber natürlich nicht respektierte, war zum Sturmkläuten übergegangen und ich kapitulierte, quälte mich aus dem Bett, wunderte mich wie mein Kopf durch die Tür passte und öffnete selbige. Heute weiß ich, dass es der größte zu machende Fehler war, aber damals, also vor drei Tagen, war ich ausnahmsweise total begeistert. Kosminski hatte zwei schwitzende Typen im Schlepptau, die hechelten wie sonst nur die Pitbulls nach einer zweistündigen Verfolgungsjagd und - einen Kicker! Für alle, die nicht wissen, was ein Kicker ist: Es ist ein Tischfußballgerät. Allen, die wissen, was ein Kicker ist, brauche ich meine Begeisterung nicht erklären, denn es war nicht irgend so ein neumodisches Ding, sondern der richtig gute, alte Kicker, wie er in meiner Heimat (andere Geschichte, später!) stand und an dem ich mehr Zeit verbracht hatte als in allen Latein-, Mathe und Sozialkundestunden zusammen. Schule des Lebens nenne ich das heute, Nicht-Philosophen nannte es damals schon schnöde Schulschwänzen.

Ich war viel zu müde und verblüfft, mich zu wundern, warum Kosminski einen Kicker in den sechsten Stock eines Berliner Altbaus schleppen ließ. Außerdem freute ich mich über den Kicker. Ungefähr zwei Sekunden lang, dann meldete sich mein Misstrauen zurück, das mich immer überfällt, wenn ich Kosminski sehe.

Wenn ich selbstständiger Unternehmer bin, dann ist Kosminski, wie soll ich sagen, so etwas wie ein Unternehmensberater. Und er ist auch für mich tätig. Ich bin dann so etwas wie sein Subunternehmer. Er weiß immer, wo etwas zu holen oder wo ein

Geschäft zu machen ist. Natürlich nur legal, glaube ich. Jedenfalls in meinem Fall. Kosminski hat mir noch nie etwas Ungesetzliches aufgeschwatzt, ich schwöre. Das heißt aber nicht, dass die Geschäfte, die ich mit Kosminski mache, gut für mich ausgehen. Eigentlich ist es eher so, dass Kosminski Geschäfte macht, die ihm nutzen und wenn ich Glück habe, fällt auch für mich etwas ab, das ist zwar meistens nicht der Fall und manchmal auch gefährlich, aber nicht immer so, wie damals die Geschichte, als mir nur das Nasenbein gebrochen wurde. Das hätte aber auch schlimmer ausgehen können.

Aber das ist eine andere Geschichte, später vielleicht mehr.

Sie fragen sich vielleicht, warum ich mich trotzdem immer wieder mit Kosminski einlasse. Nun, er hält mir die Treue und er hat eine ziemliche Überzeugungskraft - in Form von Vorschüssen. Und als ob er es immer ahnen würde, steht er genau immer dann vor der Tür, wenn ich gerade aus selbiger geschmissen werden soll, weil die Miete und so weiter.... Manchmal habe ich ihn im Verdacht, er weiß viel mehr von mir, als mir lieb ist. Weil auffällig ist es, dass Kosminski genau immer dann auftaucht, wenn ich keine andere Wahl mehr habe. Andererseits taucht er immer auf, wenn ich keine andere Wahl mehr habe. Das ist so sicher, wie der FC Bayern München jedes Jahr Meister wird. Und das erleichtert viel, das Auftauchen meine ich. Andererseits macht es mich misstrauisch.

Aber das ist eine andere Geschichte, vielleicht später mehr.

„Du siehst nicht gut aus“, sagte Kosminski.

„Danke, das weiß ich selber“, höre ich mich antworten. „Ich habe lange gearbeitet.“ Kosminski kicherte. Das war so eine Eigenart von ihm. Es war so ein Kichern, irgendwie eine Oktave zu hoch für so einen irrsinnig dicken Menschen.

„Arbeit! Das ist gut. Mensch, Junge, mach mir doch nichts vor. Kosminski weiß immer alles“.

Bescheidenheit gehört nicht zu Kosminskis herausragenden Eigenschaften.

„Was willst du?“ fragte ich und wurde irgendwie nervös.

„Nichts“, sagte er sanft.

„Kosminski, nichts gibt es nicht, zumindest nicht bei dir“,

„Wieso? ich habe ganz zufällig erfahren, dass du gerne kickerst und da habe ich mir gedacht, ich mache dir eine Freude et voilà“.

Generös zeigte er auf den Tischfußball, oder wie sagt man? Fußballtisch?

Tischfußballtisch?

Jedenfalls war der vom Feinsten. Nur die beiden schwitzenden Typen störten.

„Ich will ihn nicht“.

„Schade“, seufzte Kosminski. „Nehmen wir ihn wieder mit. Freut sich eben irgendein Jugendzentrum über Onkel Kosminskis Gabe.“

„Moment!“ Ich war plötzlich sehr bestimmt und zwar gegen meinen eisernen Willen.

„Kosminski, du willst doch diese beiden bedauernswerten Geschöpfe nicht den schweren Tisch die sechs Stockwerke hinabschleppen lassen. Das ist unmenschlich.“

„Was bleibt mir übrig?“ fragte er verlogen und grinste irgendwie diabolisch.

Ich wusste, ich hatte verloren.

Der Kicker kam in mein Wohnzimmer, Platz war genug und mein Fernseher und der Sessel bekamen endlich wieder etwas Gesellschaft. Das war auch bitter nötig, denn die Wohnung, oder was von ihr übrig geblieben war, als sie vor drei Monaten ausgezogen war, war nicht so wirklich bewohnt. Ich hatte seither eher ein suboptimales Wohngefühl. Sie. Das ist eine ganz andere Geschichte, später hoffentlich nichts mehr davon.

Natürlich war es kein Geschenk, Kosminski hatte von einem Club gehört, wo um sehr viel Geld gekickert wurde (Dass der Club Kosminski gehörte, erfuhr ich erst später). Und natürlich hatte Kosminski, der Unheimlicherweise immer alles von mir wusste, herausgefunden, dass ich richtig gut war.

Also bekam ich einen Vorschuss, trainierte drei Wochen rund um die Uhr und eines Morgens wusste, ich war unbesiegbar.

Allem Anschein nach fehlt hier eine Seite. Vom Winde verweht, nie geschrieben, wer weiß.

Seltsamerweise hat mich das immer schon interessiert, wenn Geschichten Lücken haben, sich nicht auflösen, oder sich nicht ganz dem Zwang der Logik ergeben.

Es wird nie wirklich erklärt, warum Romeo und Julia sich ineinander verlieben, das ist ja auch nicht wichtig, wichtig ist nur, dass sie es tun und wie. Bei Shakespeare gibt es immer nur das eine oder das andere. Entweder die absolute Liebe oder überhaupt keine. Liebe oder Tod und nichts dazwischen, außer einer hauchdünnen Linie. Und die ist entscheidend. Wäre der Brief angekommen, hätte Romeo die Wahrheit erfahren. Wäre Julia nur ein klein wenig früher aufgewacht und alles wäre gut

geworden. Ich meine damit, die Bedingungen unseres Seins sind so zufällig, wer kann da schon eine logische Kette erkennen. Dennoch versucht man es immer wieder und sagt sich, ja klar, das war deswegen und weil es so war, musste es logischerweise dann so und so kommen und daraus folgte dann zwingend das und das. Aber das sind nur Konstruktionen, die wir im Nachhinein treffen.

Ich glaube darin liegt ein unglaublicher Trost, dass der Mensch über diese Fähigkeit verfügt, sich die Welt zu erklären. Was wäre denn die Alternative? Doch nur das Gefühl in einer völlig chaotischen, zufälligen Welt ausgesetzt worden zu sein. Wer hält das schon aus?

Nietzsche, der hatte es versucht und ist wahnsinnig darüber geworden. Vielleicht muss man diesen Weg ja auch nicht so schrecklich konsequent gehen, wie Nietzsche das getan hat. Andererseits hatte er eine Wahl?

Doch das hatte den Russen nicht beeindruckt. Er verdoppelte den Einsatz und wollte Revanche. Konnte er haben. Ich war ja unbesiegbar. Wie hoch der Einsatz war, weiß ich nicht, das machte Kosminski. Ich glaube aber, er war hoch, sehr hoch, denn Kosminski begann zu schwitzen und irre zu kichern. Der

Russe wurde besser, vielleicht hatte er vorher nur geblufft. Er war plötzlich richtig gut und ich musste mich mächtig anstrengen. Und dann stand es 9:9. Das nächste Tor musste entscheiden. Und der Russe verdoppelte nochmals. Kosminski sah aus, als würde er gleich umfallen. In ihm arbeitete es. Dann winkte er ab.

„Schluss, wir hören auf“, stöhnte er.

„Ist gut, Kosminski“, sagte ich, aber dann sah ich das Grinsen des Russen und ohne dass ich es bemerkte, hatte ich den Ball ins Feld geworfen.

Von Kosminski war ein seltsames Geräusch zu hören, so als ob eine Sehne reißen würde, aber ich

Hier endet der Bericht. Mitten im Satz, mitten in der Zeile, mitten auf der Seite.

Das ist gemein, denke ich, ich möchte jetzt doch wissen, wie es ausgeht.

Ich weiß nicht, ob es an der Schläfrigkeit liegt, die mich dann nach und nach sanft nach unten zieht und mein Bewusstsein leicht wegdämmern lässt, aber ich bin plötzlich davon überzeugt, dass es völlig unerheblich ist, ob diese Geschichte wahr

ist oder erfunden. Vielleicht ist sie ein Entwurf für den Stadroman, der dieses Jahr hier entstehen soll. Ich erinnere mich, von einer Ausschreibung gehört zu haben. Aber wichtig ist nur, dass sie erzählt wurde. Damit ist sie in der Welt und führt ein eigenes Leben.

Mit einem Mal geht die Tür des Rathauses und ein Mann langsam in die Mittagssonne hinausschlurft. Für einen Moment bleibt er stehen, dreht sich nochmals um und ruft wütend in die sich schließende Tür: *„Ohne eine hydraulische Repetierringkabelschuhaderendhülsenanpresszange geht da gar nichts!“*

Dann fällt die Tür sanft ins Schloss. Der Mann trägt eine alte Baseballkappe mit der Aufschrift „WM 1974“ und in der linken Hand hält er ein orangefarbenes Telefon, wie es schon seit Jahrzehnten nicht mehr gebaut wird. Gemächlich aber zielstrebig steuert er auf die Treppe zu, bleibt am Fuße der Stufen stehen, blinzelt kurzsichtig, dann bückt er sich, nimmt das Kabel des Telefons, tastet mit der rechten Hand suchend an der Stirnseite der ersten Stufe entlang, stellt das Telefon ab und steckt das Kabel in den Stein. Der Mann geht einige Schritte zurück, zieht das Kabel gerade und stellt schließlich das Telefon auf dem Boden ab. Er geht einige Schritte zurück, dann in die Hocke. Er starrt das orange Telefon an, das mitten auf dem leeren Marktplatz steht. Es ist ein schönes Bild, das Telefon auf dem Boden und der Mann davor. Als das Telefon zu läuten beginnt, trifft mich der Blick des Mannes.

Ich muss kurz eingeknickt sein, denn plötzlich schrecke ich auf und sehe zwei Jugendliche oben am Kirchenportal auftauchen, ihre Fahrräder blitzen in der Sonne und mit einem Schrei stürzen sie sich auf ihren Rädern die Treppe hinab, schießen über den Markplatz und schaffen es gerade noch, vor der Brüstung des Rathauses zu bremsen. Erleichtert lachen sie und fahren lässig, als sei es das Normalste von der Welt, die 53 Stufen hinabzudonnern, laut pfeifend hinein in einen geglückten Tag. Ob sie das gesehen habe, frage ich die junge Bedienung, die die Nebentische abwischt. Doch sie sieht mich nur verblüfft an. Nicht wichtig, höre ich mich sagen, das ist eine andere Geschichte.

„Die Stufen der Treppe flirren in der Sonne wie kleine Meereswellen in der Mittagshitze, finden Sie nicht auch?“ frage ich die Bedienung.

„Kann man so sagen,“ antwortet sie langsam, „aber das verraten wir keinem.“

2. Kapitel: Martina Eirich

Langsam füllen sich die Tische. Ich sehe es schon von weitem. Meine Freude ist groß, die Treppe liegt heute in warmes Sonnenlicht getaucht als sanfte Schwingung dem Marktplatz angeschmiegt. Die Härte und der metallische Glanz der vergangenen Regentage sind weggeleckt. Sollen nicht auch Sonnenstrahlen gekrümmt und nicht als Geraden die Erdoberfläche erreichen?

Das erste Kapitel hat mich erschöpft, die Auseinandersetzung mit dem männlichen Ich-Erzähler noch lange keinen aus mir gemacht. Dazu ein Hin und Her. Zeit für Sprünge? Ja! Zeit für Besinnung? Jetzt! Kein guter Sturm ohne die Ruhe und Sammlung davor und manchmal dazwischen. Das Auge des Hurrican, das die Spannung erhöht und dabei die Spannkraft erhält. Keine zahlreichen Geschichten. Wenige sind heute mehr.

Während ich meinen Afrikanischen Löwenhund zwischen die Tische in der hohenlohischen Provinz führe, ergattere ich den noch angewärmten Platz eines älteren Herrn, der mir zunickt und mit seinem Stock erleichtert davon marschiert. Der Hund wirkt. Und ich? Die Bedienung begrüsst mich. Bevor sie geht, hebt sie einen Zettel auf: Er liegt schon seit gestern hier an Ihrem Platz. Haben Sie den verloren? Habe ich? Ich bin mir nicht sicher, doch die steilen Buchstaben schauen mich an

blicke nicht zurück, sondern dem Russen fest in die Augen. Sein Blick flackert irgendwann, vielleicht habe ich doch noch eine Chance. Ich höre die Kugel rollen. In welche Richtung? Lange kann ich nicht mehr bestehen. Die Kugel stößt irgendwo an die Bande. Ich denke an den Berliner Schriftsteller Wladimir Kaminer, um mein Russenbild ein wenig aufzulockern. Tanze im Geiste in der Russendisco mit lauter netten Menschen dieses Landes. Es klappt. Jedoch nicht lange. Dieser Russe entspricht einfach zu sehr dem gängigen Klischee. Wie war noch mal der alte Polizeitrick – den Punkt genau zwischen den Augen fixieren. Das wirkt. Er wird unruhig. Geduld scheint nicht seine Stärke zu sein. In mir steigen Kraft und Stärke hoch. Nur noch ein gezielter Schlag und er ist besiegt. „A big thing or a small, the winner takes it all“, singt Abba. Von Kosminiski höre ich ein raues, heiseres Lachen. Der Russe blickt zu ihm hinüber - mit einem unerklärlichen Röntgenblick, der mich neugierig macht. Was ist da? Was sieht er? Blitzschnell drehe ich mich zu Kosminski, um es zu erfahren. Da bäumt sich der ganze Kicker in einem einzigen maximal gekrümmten und gespannten Bogen auf. Im nächsten Sekundenbruchteil

höre ich die Kugel gegen die Torwand donnern. Ich blicke erstarrt in Kosminskis Augen, dessen Oberlider sich langsam senken. Ich sehe eine Kinoleinwand. Im Boxring befinden sich zwei Frauen. Neben ihnen der Ringrichter. Nach einem kurzen Kampf wendet sich die eine leicht ab. In diesem Moment schlägt die andere zu. Die getroffene stürzt unglücklich und trägt eine Querschnittlähmung davon. Million Dollar Baby. Du musst auf Deine Deckung achten. Ein einziger unbedachter Moment - gewährte Sicherheit. Eine einzige Nuance, die ich am Gegenüber nicht wahrgenommen habe. Ein Riss im Film.

Als ich aufblicke steht eine Frau vor mir. Sie fragt, ob sie an meinem Tisch Platz nehmen darf. Tatsächlich sind inzwischen alle Tische besetzt. Sie muss sich wegen der anderen Gäste so setzen, dass sie mir den Blick auf die Treppe etwas versperrt, was mir, ehrlich gesagt, ein wenig missfällt. Aber es geht nicht anders, beruhige ich mich. Außerdem sehe ich noch immer Dreiviertel der Treppe. Gemächlich kommt eine Wespe von rechts, der Touristikinformation, angefliegen. Verstärkung. Die Bedienung stellt kleine Flaschen mit etwas Limonade als Wespenfänger auf. Die Frau blickt konsterniert, so wie: Was geht denn hier ab. Mich beruhigt es dagegen, wegen meiner Wespenallergie. Sie bestellt Wasser und vertieft sich in eine Zeitschrift. Darin sind sehr interessante Geburtsbilder. Ich schaue genau hin. Die Nabelschnur fasziniert mich – so frisch, so prall gefüllt, so gewaltig verschraubt und verdreht. Sie merkt, dass ich mitgucke. Wir stellen uns vor und sie verrät mir, dass sie Hebamme ist. Was ich mir insgeheim schon dachte, wegen der Zeitschrift, aber es hätte ja nicht unbedingt stimmen müssen. Schließlich lese ich auch manchmal den Kicker und bin selbst keine Kickerin, zumindest keine professionelle. Bald erzähle ich ihr von meinem Wunsch Shakespeares Sturm auf die Treppe zu bringen. Warum ich das ihr gerade erzähle, weiß ich nicht. Vielleicht liegt es an ihrem Beruf. Von meiner eigenen Geburt will ich auf jeden Fall nicht reden, also von meiner eigentlichen, meine ich. Von der weiß ich kaum etwas, die ist zudem schon mehrere Jahrzehnte her. An andere Dinge erinnere ich mich dagegen noch sehr gut.

Ich sehe zum Beispiel deutlich unser erstes Telefon vor mir. Ich wurde damals gefragt, ob mir ein grünes oder ein orangefarbenes besser gefallen würde und ich wollte lieber ein orangefarbenes. Die Nummern waren damals drei- oder vierstellig und alles war ziemlich übersichtlich. Auch dass die deutsche Fußballnationalmannschaft 1974 Weltmeister wurde, daran kann ich mich noch gut

erinnern. Was waren alle im Taumel! Es war Sonntag und es war schönes Wetter, weiß ich noch, also die Sonne schien zumindest. Vielleicht war es auch windig und doch eher kühl, aber die Sonne schien auf jeden Fall, da bin ich mir sicher. Es war so schön, wie der Name des damaligen Bundestrainers, den ich immer – obwohl er doch der Mann mit der Mütze war - im grauen Arbeitskittel vor mir sehe. Warum, weiß ich nicht. Im grauen Arbeitskittel mit einem orangefarbenen Telefon in der Hand.

Mögen Sie Shakespeare, höre ich mich fragen. Sie nickt und plötzlich ist ein loderndes Feuer um sie herum. Sie dreht sich zur Treppe um und sagt: Hier passt er hin, im Globe ist er eingesperrt. Ich schaue sie erstaunt an. Das Globe war ein guter Coup, fährt sie fort, ein tolles Gemeinschaftsprojekt, eine gute Promotion für Stadt und Freilichtspiele. Aber dort langweilt er mich. Ich muss dann immer gähnen. Was meinen Sie, frage ich. Sehen sie, antwortet sie, letztes Jahr war ich in Shakespeares Geburtsstadt Stratford-upon-Avon. Da müssen die Touristen aus den Ländern mit Rechtsverkehr vor dem Linksverkehr geschützt werden. Immer wenn ich auf eine Kreuzung zulief, konnte ich in großen Lettern auf dem Gehsteig lesen, in welche Richtung ich zu blicken hatte, um nicht von einem Auto angefahren zu werden. Ich verstehe nicht, sage ich. Ja, weil das Denken zu eingefahren ist, sagt sie. Shakespeare wird oft so aufgeführt, wie alle meinen, dass er gedacht hat. Der Meister des Röntgenblicks, wird er genannt, obwohl die Röntgenstrahlen erst im 19. Jahrhundert entdeckt wurden. Aha, fällt mir dazu nur ein und: Können wir dann heute überhaupt noch sagen, was ein Autor mit seinem Werk aussagen wollte? Das ist vermessen, antwortet sie. Mein Eindruck ist, dass jeder Zuschauer sein eigenes Werk sieht. Er mag sich zwar über die Inszenierung ärgern, über komische Kostüme und eigenwillige Schauspielereien, aber die Kritik ist er doch auch immer ein Stück weit selbst. Wie sieht dann ihre Kritik aus, frage ich sie. Sie schaut mich an und nickt lächelnd in sich hinein.

Die Stufen hinter ihr beginnen in der Mittagssonne wie kleine Meereswellen zu flirren. Kein Lüftchen bewegt sich. Eine Wespe fällt in die Zuckerlösung. Blitzschnell greift sie nach der Flasche und kippt sie unter dem Tisch aus. Die Wespe taumelt kurz und fliegt sofort zu einer anderen Flasche. Sie lässt die leere unter dem Tisch stehen und nimmt einen Bierdeckel, um die Öffnung damit zu bedecken. Wissen Sie, sagt sie, dass ich bei Ihren Ausführungen über die Theaterprobe und der neuen Betonung durch die Schauspieler auch an meine Arbeit denken musste? Nein, sage ich, woher

denn, ich wusste gar nicht, dass sie sie gelesen haben. Ihr Mobiltelefon brummt, sie telefoniert. Es hört sich nicht interessant an und ich lese den Zettel weiter.

Kosminski öffnet langsam die Augen. Ich überprüfe, ohne ihn dabei aus den Augen zu lassen, ob ich meinen Kopf bewegen kann oder jetzt wie Hillary Swank im Bett liegen muss mit hoher Querschnittlähmung. Wenigstens hat sich das Ganze für sie gelohnt – ein Oscar für die beste weibliche Hauptrolle. Sehr langsam richte ich mich auf und rolle anschließend meinen Rücken wieder leicht ein. Es knackt. Nichts Unbekanntes. Ich atme erleichtert auf. Kosminski blickt entspannt und zündet sich eine Cohiba an, während er um den Kicker herum geht. Ich wage zum ersten Mal wieder nach dem Russen zu sehen, der jedoch nicht mehr da ist. Das war wohl nichts, sage ich zu Kosminski. Er bleckt seine Zähne und schiebt die Cohiba lässig auf die andere Seite. Dann hebt er die weiße Kugel langsam nach oben. Irgend etwas stimmt hier nicht, denke ich, komme aber nicht darauf, was es sein könnte. Er dreht die Kugel langsam in seinen Fingern hin und her - wie ein Magier. Betrachtet die vielen Schrammen, Hiebe, Einkerbungen. Zufriedenheit macht sich breit auf seinem Gesicht. Als er die Kugel zurück legt und auf mich zugeht, weiß ich es. Er hatte sie aus dem Tor des Russen geholt.

Sie entschuldigt sich für das Telefonat und Leo knurrt, weil sie mich dabei anfasst. Was ist das für ein Hund, will sie wissen. Ein Rhodesian Ridgeback oder Afrikanischer Löwenhund erkläre ich. Hört sich gefährlich an, sagt sie. Nur wenn sie ihn nicht artgemäß behandeln, antworte ich. Was ist artgemäß, will sie wissen. Er darf keine Schutzhundausbildung bekommen, da er keinerlei Verstärkung in diese Richtung braucht. Das würde ihn nur noch wachsamer machen und das könnte nicht sinnvoll sein. Anders ausgedrückt, er ist für mich die Katze unter den Hunden. Er ist nicht so unterwürfig wie viele Hunde, sondern hat seinen eigenen Kopf ohne mir dabei auf dem Kopf herum zu tanzen. Dabei ist er sehr intelligent und äusserst loyal. Ach, seufzt sie, diese Eigenschaften bei einem Kind, das wünschen sich viele Paare. Sie glauben doch nicht, dass das nur an seinen Genen liegt, antworte ich. Erziehung gehört auch dazu. Nachdenklich zieht sie die ZEIT aus ihrer Tasche und zeigt mir einen Artikel über den Brandbrief an einer Berliner Schule. Und wächst vor meinen Augen zu einem Wilhelm Tell heran:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
eher den Tod, als die Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Mir wird sie unangenehm. Nicht nur, weil sich inzwischen alle Menschen an den Tischen ringsum zu fragen scheinen, ob hier eine Theaterprobe stattfindet. Sie recken die Hälse und gaffen. Es ist ein Zufall, dass die Rütlichule so heisst, stoße ich energisch hervor. Natürlich bietet sich das an, erwidert sie ungerührt, nichtsdestotrotz können wir an diesem Zufall analysieren, was in unserer Gesellschaft aus dem Ruder geraten ist. Warum laufen inzwischen die Lehrer Sturm, vor ein paar Jahren waren es noch die Schüler, wenn wir zum Beispiel an Erfurt denken. Und was haben sie dazu als Hebamme zu sagen, als jemand, der am Anfang das Leben begleitet und beobachtet, frage ich fast nur aus Höflichkeit. Sie denkt sehr lange nach und streicht sich derweil ihre weißen Haare hinter die Ohren. Wissen Sie, antwortet sie schließlich, das ist so wie mit ihrer Höflichkeit. Ohne sie hätten sie mir diese Frage nicht gestellt und mit ihr interessiert es sie nicht wirklich. Es ist das tiefe Desinteresse, das uns Menschen heute verbindet. Selbst das Desinteresse seinen eigenen Kindern gegenüber, das über Generationen gewachsen ist. Kaum einer hat mehr wirklich Zeit füreinander. Wer kann heute noch mit einem Menschen zusammen schweigen ohne sich anzuschweigen? Alles wird zugedröhnt. Selbst Autoren hetzen durch Kapitel. Gefragt ist das kurze, knappe, witzige. Alles andere gilt schnell als langweilig. Dabei ist der Alltag die Herausforderung. Gerade wenn man Kinder hat. Und heute ist oft Action angesagt. Diese Filme laufen am längsten in den Kinos. Viel Breite hat wenig Tiefe. Sie wirkt müde während sich eine rosige Färbung auf ihren Wangen breit macht. Bedächtig faltet sie die Zeitung zusammen und glättet sorgsam ein Eselsohr. Dann steckt sie sie in ihre Tasche. Sie fragt mich, ob ich Kinder habe. Ich antworte wahrheitsgemäß: Nein. Aber jeder sollte ja vor seiner eigenen Haustüre anfangen, sagt sie. Und ich überlege, was ich dort machen könnte.

Vielleicht dachten Sie es sich schon: Kosminski kommt mir irgendwie bekannt vor.

Aaron Kosminski. Einer der drei Hauptverdächtigen des Jack the Ripper in einem von Melville Macnaghten 1894 verfassten Berichtes. Er lebte mitten in Whitechapel, wo die fünf Prostituierten umgebracht wurden. Doch einiges sprach auch gegen ihn – so passte er zu keiner der Täterbeschreibungen von Zeugen - was ihn ja wiederum zu einem ziemlich unwahrscheinlichen Jack the Ripper macht. Auf jeden Fall behauptet Kosminski, dass er von diesem Kosminski in direkter Linie abstammt. Natürlich habe ich recherchiert und herausgefunden, dass Kosminski senior seit seinem ungefähr 27. Lebensjahr in psychiatrischen Anstalten lebte, bis zu seinem Tod. Das beeindruckt aber Kosminski junior weniger. Er brüstet sich manchmal geradezu mit seinem berühmt-berüchtigten Verwandten. Vielleicht will er damit auch nur Angst machen. Das passt schon zu ihm. Und ebenso, sich mit einer solchen Geschichte interessant zu machen. Alle drei Verdächtigen galten als äußerst grausam. Und allen wurde ein ausgeprägter Frauenhass attestiert.

Ich bin zum Beispiel dafür, unterbricht sie meine Gedanken, Frauen, wie die kanadische Autorin Alice Munro zu unterstützen. Ich habe ja mal irgendwo gelesen, dass Peter Handke nur noch ein paar Jahre auf den Buckel bringen müsse, um den Literaturnobelpreis zu erhalten und meine Favoritin für dieses und jedes Jahr bis zu ihrem – hoffentlich – späten Tod ist Alice Munro. Durch ihre Kurzgeschichten wurde sie zwar lange nicht ernst genommen, weil der Roman als echte Literatur gilt und Kurzgeschichten nur als warm-up dafür, aber inzwischen hat sich das Blatt gewendet. Wissen Sie, warum sie „nur“ Kurzgeschichten schrieb? Sie lässt mir keine Möglichkeit zu antworten. Weil sie vier Kinder großzuziehen hatte und ihr die Zeit für ein großes Werk fehlte. Ist das nicht sinnbildlich für Frauen überhaupt? Das Hin- und Herspringen zwischen Kartoffeln schälen, Ideen, die zu Papier gebracht werden müssen und Kinderseelen, die genährt werden wollen? Die Sprünge, die Risse in Frauenbiografien durch die Kindererziehung. Das wird leider immer noch als Makel angesehen und sollte doch gewürdigt werden. Und sie erzählen von Bausparverträgen und ihrer Ungebundenheit. Ich bin verwirrt und erhebe Einspruch, dass sie mich hier verwechseln muss. Dass ich das nicht bin und überhaupt von wem sie denn hier rede. Doch sie fügt einfach an: Und das in Schwäbisch Hall. Sie lächelt mir dabei zu und verrät mir nicht, dass sie auch keinen Bausparvertrag hat. Ein Journalist, fährt sie fort, schrieb einmal über Munro, dass er es erstaunlich fände, dass eine Frau mit silbernen Löckchen und inzwischen 75jährig zu solcher Literatur

fähig sei. Sie schreibe so abgründig und lasse doch niemanden in den Abgrund fallen. Sagt das nicht mehr über den Journalisten aus, als über Alice Munro selbst, fragt sie und berichtet: So stelle ich mir übrigens immer den Abend vor, an dem sich die für den Stadtroman ausgewählten 13 Autoren der Jury vorgestellt haben. Wie muss das sein, vielleicht seinen Favoriten, bei der niedrigen Männerquote ist allerdings sehr viel wahrscheinlicher, seine Favoritin zu sehen, zu hören und dabei ihren Beruf zu erfahren. Da haben sich vielleicht keine Abgründe aufgetan, aber Erstaunen sicherlich. Vielleicht wären die Punkte anders vergeben worden und damit die Würfel anders gefallen...

Mein Ellbogen wischt den Zettel fast vom Tisch und ich lese

Jede Kugel sucht sich ihren Weg und jeder Würfel fällt immer das erste Mal.

Wir sind aus solchem Stoff wie Träume sind. Eine Damenschneiderin ist auch unter den Autoren. Kann es nicht sein, dass Dinge untereinander mehr verbunden sind, als wir immer meinen?

Im Sturm gibt es eine - eher blasse – Frauenfigur, Miranda, etwa 15jährig. Von ihrem Vater Prospero „ohne Tand und reich an Würde“ erzogen und „in freien Künsten“ unterrichtet. Von ihrer Mutter spricht er voller Respekt. Eine Frau als Vorbild hat sie nicht. Die Welt ist männlich. Er sucht ihr den Mann – Ferdinand - aus. Mirandas Superman bleibt bis dahin Papa Prospero. Es bleibt ihr keine andere Wahl, bis sie Ferdinand sieht, hat sie keinen anderen Mann gesehen. Seit ihrem dritten Lebensjahr sitzt sie mit ihm zusammen auf einer Insel – gebannt. Prospero wollte mehr Zeit für seine geliebten bildenden Künste und überließ das Regieren generös seinem Bruder Antonio. Ist es Blauäugigkeit? Ist es Nachlässigkeit? Antonio gefällt bald die Macht und er überzeugt die dafür wichtigen Leute, schafft sich ein Netzwerk. Dieses sieht bald schon Antonio als den wahren Regenten an und nicht mehr Prospero.

Der Zettel knistert in meiner Jackentasche.

Getäuscht werden kann der Unwissende, flüstert mir Kosminski ins Ohr.

Woher hatte Shakespeare die Idee für den Sturm, fragt sie mich, als wir Richtung Limpurger Tor gehen. Leo braucht dringend Bewegung. Ich hätte auch noch sitzen bleiben können. Aus dem Strachley-Brief antworte ich. Sie runzelt die Stirn. William Strachley berichtet darin von einem gewaltigen Sturm, in den er 1610 zusammen mit anderen Emigranten auf dem Weg nach Virginia vor den Bermudas kam. Er soll 24 Stunden gedauert haben und mit viel Glück strandeten sie auf einer der Inseln.

Das Tor sieht täuschend echt aus, während wir, aus der oberen Herrengasse kommend, darauf zugehen. Wie eine Fata Morgana steht es in der Landschaft: Ungewohnt und doch passend. 10 Meter kleiner als das Original und ich spüre sofort Besitzansprüche in mir hochkommen. Wollen die das wirklich wieder abbauen im Herbst? Ich berühre den Stoff, das Netzgitter. Der Traum wird durch den Stoff lebendig. Die Realität darauf gebannt. Auf der Innenseite steht die Inschrift des Wapensteinens vom echten Limpurger Tor: „Mögen meine lieben Söhne zu Hall, all ihre Tore zumauern, und mit Leitern über ihre Mauern ein- und aussteigen.“ Ich drehe mich auf die andere Seite und lese: „Gemainer Nutz that mich vor Jahrn vermauern, derselbe mich jetzt wiederum liehs öffnen“. Wir schauen uns an. Der Sturm scheint überall. Während wir einer Amsel nachschauen, die einen viel zu schweren Ast in ihrem Schnabel tragend in Richtung Katharinvorstadt fliegt, nimmt sie auch noch William Strachleys Worte mit: Aber seht den ewigen Willen Gottes, der in der Verkündigung seines Urteils Feuerbrände über dem Haupt jener niederfahren ließ, die sie vorher entfacht hatten.

3. Kapitel: Andrea Wanner

Er fühlt sich gerädert. Verschwommen tauchen die Bilder des Traums wieder vor ihm auf. Eine endlose Treppe, die kein Ende zu nehmen scheint. Hinter ihm eine keuchende Meute, die ihn hetzt, antreibt, Wörter brüllt, die er nicht versteht. An einem Kneipenabend haben sie die Ergebnisse des Treppenlaufes in Chicago diskutiert. 2106 Stufen den Sears Tower hinauf. Und irgendjemand hat von einem ähnlichen Rennen mit fast 40000 Stufen berichtet. Unvorstellbar! Er denkt daran, wie er sich damals das nächste Bier bestellt und mit den anderen auf die Verrückten dieser Welt angestoßen hat, die sich freiwillig solche Strapazen zumuteten. Ein Albtraum. Er schaut aus dem Fenster. Dort liegt die Treppe im morgendlichen Sonnenlicht. Sie ist schuld. Ohne diese Treppe hätte ihn kein so verrückter Traum gequält.

Er beschließt, auf das Frühstück im Hotel zu verzichten. Frühstücksei und frische Brötchen liegen ihm grundsätzlich nicht. Was er jetzt braucht, ist ein richtiger Kaffee. Einen Moment lang überlegt er, ob er wieder in das Café nebenan gehen soll, in dem er gestern versucht hat, schreibend einen klaren Kopf zu bekommen. Er könnte ja dieser alles beherrschenden Treppe den Rücken zuwenden. Die Entscheidung wird ihm abgenommen: die Plätze sind alle belegt. Außerdem macht er unter einem der Tische einen Hund aus. Hunde sind ihm zuwider. Was er hasst, ist ihr Geruch. Erinnerungen an Spaziergänge mit seinen Großeltern werden dadurch getrübt, dass ihm auf der Autofahrt mit ihrem Hund zu seinen Füßen jedes Mal schlecht geworden ist, weil er den Gestank nicht ertragen hat. Das feuchte Fell im Winter und die hechelnde Zunge im Sommer. Seine Großmutter war empfindlich gegen Zugluft und so blieben die Wagenfenster hermetisch geschlossen. Er versuchte dann immer die Luft anzuhalten, so wie er sie auch jetzt unwillkürlich anhält, als er im Vorübergehen den muskulösen Vierbeiner mit dem kurzen, glänzend rotbraunen Fell mit seinem Blick streift und seine Schritte beschleunigt. Irritiert hört er im Vorübergehen, wie eine weibliche Stimme voller Pathos den Rütli-Schwur des Wilhelm Tell rezitiert. Er kennt den Text, hat ihn vor Jahren während endloser Proben für eine Schulaufführung am Gymnasium ertragen, so dass er den Helden und seine Verstrickungen in die großen Zusammenhänge seiner Zeit nie wieder vergessen wird. Ihn allerdings degradierte man zum Bewacher des Huts, so wie auch sonst im Leben bisher eher die

Nebenrollen auf ihn warteten. Ein Schweizer Nationalmythos, die Besiegelung des Schutz- und Trutzbündnisses zum Frühstück? An Merkwürdiges gewohnt, schüttelt er dennoch leicht den Kopf. Nein, hier nicht.

Am Marktbrunnen beginnt sich gerade eine Gruppe älterer Leute zu versammeln, sommerlich gekleidet und misstrauisch für Notfälle den Regenschirm in der Hand. „Wandbrunnen ... einzigartig Simson Beuscher“ schnappt er auf und ist erleichtert, als er den Platz hinter sich gelassen hat. Auf der Suche nach einem Café entdeckt er hinter der Glasfassade eines überraschend modernen Bauwerks einige Tische, Tagespresse in Zeitungshaltern als einladende Vormittagslektüre. Kein Plüschi, keine verblichene Pracht, keine Blumensträußchen auf den Tischen, keine Sahnetorte essenden älteren Damen. Er geht ein paar Schritte zurück Richtung Eingang und freut sich über seine Entdeckung: eine Bibliothek. Er hätte sie in dieser Stadt in einem anderen Bau erwartet. Ohne Zögern betritt er das Gebäude, umrundet die Ausleihtheke, um zu den runden Tischchen zu gelangen und wird von einer Bibliothekarin freundlich begrüßt. „Unser Stadtroman“, erklärt sie ihm mit dem Eifer einer Mutter, die stolz auf die Leistung ihrer Sprösslinge ist. Sein Blick ist ebenso zufällig wie unabsichtlich an einem Ordner hängen geblieben. Sein Lächeln gilt ihrem patriotischen „unser“ und er überlegt, welcher Heimatdichter hier wohl ansässig ist, dessen Bekanntheitsgrad nie über die Stadtgrenzen hinaus gedrungen ist und nie weiter dringen würde. Sie versteht sein Lächeln falsch und mit unbeirrter Freundlichkeit erzählt sie von einem Projekt, zu dem sich ganz verschiedenen Co-Autoren zusammengefunden hätten. „Menschen wie du und ich“, was ihn unwillkürlich erneut zum Lächeln zwingt. „Finden Sie das nicht spannend?“ Um weder unhöflich zu erscheinen noch das einseitige Gespräch fortsetzen zu müssen, nimmt er den Ordner mit zu einem der kleinen Tische. Wenigstens der Kaffee aus dem Automat ist gut. Und immerhin gibt es ihn in richtigen Tassen. „*Manchmal, wenn ich am Fenster stehe und auf diese wunderbare Treppe hinabblicke, überkommt mich ein großes Fernweh, als ob die Treppe eine große Welle wäre und nur darauf warten würde, wann endlich ein Schiff kommt, dass sie hinaus in fremde, nie gesehene Länder tragen möchte.*“ Er liest den Satz ein zweites Mal. Wie konnte jemand beim Anblick dieser Treppe an Wasser denken? Und wenn schon Welle, dann eine, die einen gnadenlos verschlingt. Eine Tsunamimonsterwelle, vor der es kein Entrinnen gibt. Er klappt den Ordner wieder zu, trinkt hastig den Kaffee aus.

Auch die Lust auf die Zeitungslektüre ist ihm vergangen. „Spannend, gell?“, hakt die junge Dame nach, als ob sie nach wie vor in ein interessantes Gespräch vertieft seien. „Alle zwei Wochen kommt ein neues Kapitel dazu, man kann sie auch im Internet lesen und wir sind alle schon so gespannt, wie’s ausgeht...“. Sie zeigt ihm einen Zeitungsausschnitt. Eine Gruppe von winterlich gekleideten, lächelnden Menschen auf dieser Treppe, die ihn verfolgt. Im Vordergrund einer mit einem altmodischen Telefon. „Wie Pirandello!“, lacht sie „Sie wissen doch, *6 Personen suchen einen Autor*, nur sind es hier ein paar mehr und sie sind gar nicht zum Spielen auf der Treppe sondern wollen alle selber schreiben. Einen richtigen Roman.“ Er hat das Gefühl, dass sie den Pirandello-Gag nicht zum ersten Mal gemacht hat und ist sich nicht sicher, ob er tatsächlich von ihr stammt. Eigentlich will er mit einem kurzen Kopfnicken gehen und hört sich dann doch zu seiner eigenen Überraschung antworten: „Wie Calvino.“ Ihr fragender Blick zwingt zu einem erklärenden Satz. „*Wenn ein Reisender in einer Winternacht* von Italo Calvino. Da sucht man doch auch Kapitel um Kapitel den Roman und findet ihn nicht.“ Jetzt lächelt sie. Wahrscheinlich ist der Calvino-Vergleich in den Augen einer Bibliothekarin etwas unglaublich Schmeichelhaftes. Ihn hat das Buch Seite um Seite geärgert. Er weiß schon, warum er Phonetik studiert hat und nicht Literatur.

Draußen vor dem Glashaus wird er sofort von einer kleinen Gruppe Jungs umringt. „Wissen Sie wie alt die *Neue Straße* und der *Neubau* sind?“, ein kleiner Dicker etwas abseits hat Papier und Stift in der Hand, die anderen drei drängen sich fordernd um ihn. „Hessen?“ versucht er ihren Dialekt einzuordnen, aber sie schauen ihn nur verständnislos an. „Keiner kennt sich hier aus“, mault einer, offensichtlich ist er nicht der erste, der ihnen nicht weiterhelfen kann. „Das ist ein Stadtquiz und wir finden die richtigen Antworten nicht“, klärte ihn ein anderer um nachträgliche Höflichkeit bemüht noch rasch auf, die übrigen schauen sich schon nach dem nächsten Opfer um. Warum rennen die hier in der Hitze herum und stellen Fragen, die ihnen keiner beantworten kann? Warum gibt es Leute, die gemeinsam einen Roman schreiben wollen? Als ob es nicht schon genug Romane gäbe. Na ja, die Schüler, sie mochten so elf, zwölf Jahre alt sein, hielten es wohl für ihre Pflicht. Wenn sie jetzt aber niemanden finden, der die richtigen Antworten für sie hat, hätten sie genauso gut gleich irgendwo im Schatten ein Eis essen können. Gibt es diese neue Generation mit neuem Pflichtgefühl? Ändern sich die Dinge doch? Das lästige Gefühl

unerledigter Aufgaben steigt in ihm auf. Klar, Hessisch. Der Junge hat geredet wie Kosminski. Und ihm fällt sein Auftrag ein. Arbeiten und Pflichten aus dem Weg zu gehen, ist eine Sache. Keine Ahnung von einem Auftrag zu haben, ist eine ganz andere und, wie er jetzt feststellen muss, weitaus lästigere.

Er steht auf dem nächsten Platz mit dem nächsten Brunnen. Wieder gibt es Tische im Freien und eine dieser Buchhandlungen für Nichtleser, die Kochbücher, Kalender und billige Sonderausgaben verramschen. In einem der unvermeidlichen Wühlkörbe liegen bunt durcheinander reduzierte Rest- und Mängellexemplare, mit einem dicken schwarzen Balken gebrandmarkt, als ob sie eine ansteckende Krankheit hätten. Das bunte Durcheinander ist in seinen Augen bestenfalls für Socken oder Osterhasen nach Ostern tragbar, Bücher gehören in Regale. Fast ein bisschen wehmütig denkt er an die Antiquariate, die er in Berlin durchstöbert hat. Stilllos, so mit Büchern umzugehen wie es hier geschieht. Sein Entdeckerdrang zwingt ihn dennoch stehen zu bleiben. Mit einem Freund entrümpelte er in den Semesterferien gegen Bezahlung Dachböden in Neukölln und dabei fand sein Kumpel ein über 150 Jahre altes Aussprachewörterbuch. Allein der Titel war ein Gedicht: „Handwörterbuch zur richtigen Aussprache der Fremdnamen, sowohl aller ausländischen Personen-, als Länder- und Städtenamen älterer und jetziger Zeit, sowie der in der Umgangs- und wissenschaftlichen Sprache gebräuchlichsten Fremdwörter. Für Gebildete aller Stände, insbesondere für Lehrer, Geschäfts- und Kaufleute, Reisende, Zeitungsleser u.a.m.“ Ein Traum. Für einen Phonetikstudenten. Sein Freund studierte Jura und verkaufte das Buch gegen eine ansehnliche Summe an ein Antiquariat. Er hätte es gern behalten, aber die zwanzig Mark, die er dafür geboten hat, waren dem anderen zu wenig. Sein Blick fällt auf ein orangefarbenes Reclambändchen. William Shakespeare. Eine zweisprachige Ausgabe von *The Tempest* für gerade mal zwei Euro. Theater. Treppe. Und irgendwo in dieser Stadt gibt es doch auch dieses Shakespearetheater. Vielleicht versetzt ihn dieser Klassiker in die nötige Stimmung. Außer Warten – und er weiß immer noch nicht auf was - fällt ihm im Moment nichts ein, was er tun kann. Und ein Blick in seine Geldbörse überzeugt ihn davon, dass angesichts seiner angespannten Finanzlage eine preisreduzierte Klassikerausgabe immer noch eine der günstigsten Lösungen ist, die Zeit zu verbringen.

Er bezahlt. Wohin jetzt? Außer ihm sind viele Menschen unterwegs. Die wenigstens

von ihnen wirken, als ob sie etwas zu tun hätten. Das ziellose Schlendern, der Blick auf alte Brunnen und Fachwerkfassaden scheinen ihnen zu genügen. Er hält das Buch in der Hand, auf eine Tüte hat er verzichtet. *Der Sturm*. Als er wahrnimmt, wie er flüchtig Seite um Seite umblättert, als ob er eine Notiz darin finden könnte, einen Hinweis, was er als nächstes tun soll, wird er auf sich selbst wütend. Nichts. Nur der Kassenzettel und ein Lesezeichen mit dem Logo der Buchhandlung. Wenn das ein Roman wäre, läge zwischen den Seiten des zufällig gekauften Buches jetzt eine Nachricht, die ihn um Mitternacht an einen unheimlichen Ort bestellen würde. Oder eine Zahlenkombination, mit der er dann schon irgendetwas anzufangen wüsste. Aber das ist nur ein mieser Job, zu den Kosminski ihn gezwungen hatte. Kosminski, dessen merkwürdiges Kichern am Telefon ihm fehlt, seit er gemerkt hat, dass er Kosminski nicht erreichen kann.

Ohne dass er auf den Weg geachtet hat, steht er wieder auf dem Marktplatz. Zum zweiten Mal läuft eine Schar Kinder auf ihn zu. „Hat die Treppe 52, 53, 54 oder 55 Stufen?“. „Zählt sie doch selber“, knurrt er unwirsch und während sie ohne im Mindesten beleidigt zu wirken, weiterziehen, beschließt er, seinen eigenen Zählversuch vom Vortag zu wiederholen, dieses Mal beim Treppensteigen. Einmal möchte er oben an dieser Treppe stehen. Ohne den Gedanken an heroische Monologe überquert er den Platz, holt tief Luft und beginnt. Eins, zwei, drei, vier vierzehn, fünfzehn ... sechszwanzig, siebenundzwanzig Er hat sich längst verzählt, weil er nicht richtig bei der Sache ist. Er denkt an Kosminski und erwägt kurz, noch einmal hinunter zu steigen und mit dem Zählen von vorne zu beginnen. Er lässt es bleiben und kommt oben an, ohne die genaue Zahl der Stufen zu kennen. Auf ihn wartet ein Engel mit einer Lanze in der Hand, zu seinen Füßen ein Ungeheuer. Als er sich umdreht, staunt er, dass die Treppe von oben noch steiler wirkt als von unten und nimmt auf der obersten Stufe Platz, orange leuchtet *Der Sturm* neben ihm auf dem grauen Stein.

Er seufzt. In einem Roman müsste jetzt sein Handy klingeln und es käme endlich Schwung in die Geschichte. Nichts geschieht. Unten auf dem Platz wimmelt es von Touristen, die ihn anzustarren scheinen. Sie meinen nicht ihn, ihr Blick gilt der Kirche. Er seufzt ein weiteres Mal und fasst einen Entschluss: er wird jetzt zurück in das Hotel gehen, seine paar Sachen in die Reisetasche packen und mit dem

nächsten Zug zurück nach Berlin fahren. Kosminski und dieser mysteriöse Auftrag können ihm gestohlen bleiben. Mister X, da er kann er doch nur lachen. Mister X ist der geheimnisvolle Unbekannte, den man als cleverer Scotland Yard Detektiv quer durch London jagt. Den man festsetzt, in dem man geschickt Taxi-, Bus- und U-Bahn-Tickets einsetzt. Eines seiner Lieblingsspiele aus Kindheitstagen, das die Nerven kitzelt, bei dem man aber auf dem Spielbrett immer in Sicherheit bleibt. Genug gespielt, genug Kleinstadtidyll, er reist jetzt ab.

Beim Aufheben des Buches fällt das Lesezeichen heraus. „*Die Realität ist immer noch schräger als alle Fiktion*“, liest er. Das Zitat stammt angeblich von Doris Dörrie. Während er noch überlegt, ob er das für einen besonders verkaufsfördernden Spruch für Bücher hält, sieht er, wie eine Gestalt rasch die Treppe hinaufsteigt und spürt, dass dieser Satz genauso gut von ihm stammen könnte. Beim Näherkommen wirkt ihr Gesicht nicht unvertraut, beim zweiten Hinschauen wird ihm klar, warum er sie nicht gleich erkannt hat. Heute trägt sie Jeans, ein rotes T-Shirt und eine bunte Filztasche, am Vortag hatte sie ihm im Café sein Bier serviert. Sie wirkt merkwürdig ernst, als sie sich grußlos neben ihn auf die Stufen setzt. „Ich habe auf Sie gewartet. Ich soll ihnen etwas geben.“ Hinter ihm hat der Erzengel Michael den Kampf gegen den Drachen längst gewonnen, als sie langsam einen gefalteten Briefbogen aus der Tasche zieht und ihm reicht.

4. Kapitel: Kerstin Körner

Zu verblüfft, um seiner Meinung nach angemessen zu reagieren, rutscht er ein Stück zur Seite, um sie anzusehen. Sie hält ihm immer noch wortlos diesen gefalteten Briefbogen entgegen und vermeidet den direkten Blickkontakt mit ihm. Es gehen ihm in diesem Moment so viele Dinge durch den Kopf – Kosminski, Treppe, Auftrag – ist es jetzt soweit? Wie durch einen Schleier nimmt er nur noch den Rest ihres Satzes wahr „... sind Sie doch!“

„Wie bitte, es tut mir leid.“

Ungeduld klingt in ihrer Stimme, als sie sich zu ihm dreht und nochmals fragt:

„Sie sind doch Frank S., oder? Ich habe schon länger auf Sie gewartet. Ich wusste, dass es Sie wieder zu dieser Treppe ziehen würde, früher oder später kommen Sie alle hierher zurück.“

Das Lächeln, das kurz über ihr Gesicht huscht, wirkt mit einem Mal steif und eingefroren und bevor ihm klar wird, dass er mit dieser Frau noch keinen anständigen Satz gewechselt hat, bemerkt er eine Veränderung an ihr, die ihm einen Schauer über den Rücken laufen lässt. Ihre Augen scheinen hinter ihm einen Punkt zu fixieren, ihre Haut verliert den rosigen Schimmer und mit einem Mal scheint ihr Körper unter Spannung zu stehen. Bevor er Fragen stellen kann, die sich plötzlich in seinem Kopf formieren, drückt sie ihm dieses gefaltete Stück Papier in die Hände, springt auf und läuft schräg die 53, 54 oder wie viele Stufen auch immer hinunter.

Erst als er das rote T-Shirt quer über den Marktplatz rennen sieht, erwacht er aus dieser paralysierenden Situation und ohne viel nachzudenken, läuft Frank dieser Frau hinterher. Er, der ewige Phonetikstudent aus Berlin, mit unbestimmtem Lebensinhalt, hat im Moment jedenfalls ein Ziel vor Augen: Er will wissen, wer diese Frau ist, die seinen Namen kennt. Schon als er das Ende des Marktplatzes erreicht hat, ist er völlig außer Atem, sie ist bei weitem schneller als er und er muss feststellen, dass die Abende mit Zigaretten und Bier bei Elvis jetzt ihren Tribut verlangen. Insgeheim schwört sich Frank nicht zum ersten, aber sicherlich auch nicht zum letzten Mal, mit dem Rauchen aufzuhören, weniger zu trinken und mehr Sport zu treiben, Vorsätze, die er in regelmäßigen Abständen immer wieder fasst.

„Bleiben Sie doch stehen“, ruft Frank ihr hinterher, dabei ist sie schon fast außer Rufweite. Doch weder sein Versuch, sie verbal zu stoppen, noch die Passanten in

der Fußgängerzone können die Frau anhalten. Er versucht, sie im Auge zu behalten, aber in dieser Straße scheinen plötzlich viele Personen rote Jacken oder T-Shirts zu tragen. Plötzlich hat er sie aus den Augen verloren, er bleibt am Ende der Neuen Straße stehen und ist froh, dass er es überhaupt so weit geschafft hat. Er fühlt, wie seine Lungenflügel nach Sauerstoff schreien, und geht für einen Moment in die Knie, um wieder normal durchzuatmen.

„Kann ich Ihnen helfen?“, fragt eine äußert nette und aufmerksame ältere Dame, die schwer beladen von einem Einkaufsbummel in dieser Kleinstadt ihm wieder auf die Beine helfen will. „Nein danke, es geht schon wieder“, obwohl er wahrscheinlich nicht den Eindruck macht, dass es ihm besser geht, denn die Frau macht immer noch einen sehr besorgten Gesichtsausdruck. Er reißt sich zusammen, steht auf und dreht sich erneut in die Richtung, in die die Unbekannte spurlos verschwunden ist. Ganz langsam scheinen sich alle Körperfunktionen wieder zu normalisieren. Und erst jetzt wird ihm bewusst, dass er immer noch das Papier in der Hand hält. Mittlerweile ist es verknittert und zeigt Abdrücke seiner verschwitzten Hand, aber dennoch. Er zögert es noch hinaus. Irgendetwas hält ihn davon ab, dieses gefaltete Stück Papier zu lesen. Er dreht sich um und läuft instinktiv wieder in die Richtung des Marktplatzes.

„... früher oder später kommen sie alle hierher zurück...“ Dieser Satz ist es, der ihn stutzig macht. Woher wusste sie, wann er zu dieser Treppe zurückkehren würde, hatte sie ihn beobachtet, gar verfolgt? Auf Höhe eines Optikergeschäftes setzt Frank sich auf eine Bank und faltet den Bogen auseinander:

Sehr geehrter Herr L.,

Bezug nehmend auf Ihre Anfrage vom 4.3.2006 übersende ich Ihnen die gewünschten Kopien. Die Recherchen haben etwas länger gedauert, da die ganze Sache mit Fingerspitzengefühl behandelt werden sollte. Wenn Sie weitere Fragen dazu haben, dürfen Sie sich weiterhin vertraulich an mich wenden. Ich hoffe, dass ich Ihnen damit helfen konnte, und verbleibe bis dahin

mit freundlichen Grüßen

Ihre Sabine W.

Anbei die Kopien der Namen der Schauspieler der aktuellen Saison und die der Saison von 1925 und die der letzten Rechnung der Requisite.

Er starrt auf das Papier und im ersten Moment ist sein Kopf völlig leer. Die drei angefügten Blätter bestehen aus einem Ausdruck mit Namen, die heute geläufig sind, wie Sandra Sch., Anna- Lena G., Johannes B. Es sind 22 Namen, die für ihn keine Bedeutung haben, das müssen die Namen der Schauspieler dieser Saison sein. Auf dem anderen Blatt sind 14 handschriftliche Namen notiert, eine steile, krakelige altdeutsche Handschrift hat sie sauber untereinander geschrieben, Namen wie Anton F., Eva R., Maria M. Die Schauspieler aus dem Jahr 1925!

Der letzte der Zettel sagte ihm am wenigsten, aufgelistet befinden sich Möbelstücke, wie zum Beispiel:

2 Stühle mit rotem Stoffbezug	à 23.- Euro
Truhe (Trödler)	30.- Euro
Stoffballen	120.- Euro

und diverse andere Kleinigkeiten. Er faltet sorgsam die drei Zettel wieder zusammen und läuft mit gesenktem Haupt die Neue Straße nach oben. So viele Fragen, die sich jetzt stellen. Warum ist er nicht einfach Gärtner geworden, dann könnte er die warme weiche Erde durch seine Finger gleiten lassen, er könnte neues Pflanzenleben säen und sich an ihrem Wachstum erfreuen, statt dessen war er jetzt im Auftrag von Kosminski hier und musste sich unter anderem mit Frauen beschäftigen, die vor ihm davonliefen.

Mittlerweile ist Frank wieder an der Treppe mit diesen vielen schmalen Stufen angelangt, er kommt sich hier unten sehr klein vor, fast schon bedrohlich wirkt sie auf ihn mit dieser Kirche an ihrem Ende. „ *Die Realität ist immer noch schräger als alle Fiktion*“, dieses Zitat fällt ihm wieder ein, als er sich zum dritten Mal an diesem Tag auf den Weg der 53 Stufen nach oben macht. Manchmal muss man sich wundern, wie Zusammenhänge erst im Nachhinein erklärbar werden. Denn das, was sich in der letzten Stunde abgespielt hat, könnte durchaus das Einleitungskapitel eines Kriminalromans sein, und er spielt eine nicht unwesentliche Rolle darin. Na gut, denkt Frank, Romanheld macht sich auf seiner Tätigkeitsliste wirklich gut. Neben Taxifahrer, Türsteher und ähnlichen Beschäftigungen macht sich eine Titelfigur auch nicht schlecht, ein Meister des Kickers noch dazu! Wahrscheinlich war die erhöhte Sauerstoffzufuhr für sein Gehirn einfach zu viel gewesen... Dass er sich einer

Glorifizierung seiner selbst hingab... Manchmal braucht der Mensch einfach Selbstbestätigung, was er in diesem Falle eben auch selbst übernahm...

Oben angekommen sieht er flach und fast unscheinbar, wenn da nicht die Farbe wäre, seine Reclamausgabe, seinen Shakespeare, auf der zweiten Treppenstufe liegen. Den hatte er völlig vergessen. Fast dankbar nimmt er das Buch auf, dankbar dafür, in einer Kleinstadt zu sein, wo man vergessene Bücher noch an der Stelle wieder findet, an der man sie liegen gelassen hat, und nicht in Neukölln, wo einem sogar Tempopackungen aus der Hosentasche geklaut werden, aber das ist eine andere Geschichte und wirklich nicht der Rede wert. Jetzt sitzt er wieder fast an der gleichen Stelle wie vor einer Stunde, und doch ist jetzt vieles anders.

Er hält Papiere in der Hand, die ihm unter mysteriösen Umständen gegeben, nein, eigentlich aufgedrängt worden sind. Papiere, deren Inhalt für ihn sehr rätselhaft erscheinen. Er wüsste zu gerne, wer die Frau war. Das einzige, was er über sie weiß, ist, dass sie in dem Café dort unten arbeitet und ihn schon erwartet hat, um ihm diese Zettel zu geben. Aber wieso wusste sie, dass er es war, den Kosminski auf die Suche geschickt hatte? Die einzig logische Erklärung war ein Zusammenhang zwischen Kosminski, dem unbekanntem Auftraggeber und ihr. Und der gemeinsame Nenner? Den gilt es jetzt zu suchen und den ersten Hinweis hält er in der Hand.

Sein Magen meldet sich ziemlich deutlich, so dass ihm bewusst wird, dass er bis jetzt noch nichts gegessen hat, und da er das Gefühl hat, der Erzengel hinter ihm lächelt etwas hämisch, beschließt er, sich eine Kleinigkeit zu essen zu besorgen, denn Kämpfe können nicht mit leerem Magen gewonnen werden. Und wer weiß schon, mit welchem Drachen er es zu tun bekommen würde? Diesmal nimmt er vorsorglich seinen Shakespeare, steckt ihn sich in die Hosentasche zu dem gefalteten Briefbogen und entscheidet sich, im Café vorbeizugehen, um nach der jungen Frau zu fragen.

Die Terrasse ist heute gut gefüllt, am Himmel sind trotz schlechter Wetterprognosen nur harmlose Wolken zu sehen und beim Vorbeigehen sieht er den großen rotbraunen Hund unter einem der Tische liegen und im kurzen Moment des Wiedererkennens seinerseits grüßt er die Frau, die an dem Tisch sitzt. Er nickt ihr zu und betritt das Café.

„Was kann ich für Sie tun?“, fragt eine freundliche Frau hinter dem Verkaufstresen, wo verführerisch duftende Kuchen, süße Stückchen und Pralinentürme auf Genießer warten. Einen kleinen Moment ist er versucht, sich dem Duft hinzugeben und ein

kleines Stückchen Torte mitzunehmen, dann kann er sich doch heroisch zusammenreißen und stellt die Frage:

„Ich suche eine junge Frau, etwa in Ihrer Größe, schlank, blonde längere Haare, die sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Leider weiß ich ihren Namen nicht.“

Zugegebenermaßen hört sich diese Fragestellung in den Ohren der Frau sicherlich nach – Gast interessiert sich für Bedienung – an und um diesen Eindruck zu entschärfen, fügt Frank an:

„...es geht um Zettel, die ich vorgestern draußen auf ihrem Tisch habe liegen lassen, vielleicht hat sie sie mitgenommen.“

„Ja, also, wir haben zurzeit ziemlich viele Aushilfskräfte. Sie wissen ja, jetzt geht bald die Festspielzeit los und da brauchen wir mehr Personal. Die jungen Damen, die von der Fachhochschule, meine ich, die brauchen ja immer etwas Geld, aber einen kleinen Moment mal, ich hole unsere Liste...“, und sie verschwindet in der Küche.

Er bleibt zurück mit einem flauen Gefühl im Magen, welches sicherlich vom Hunger herrührt, und einen Moment ist er versucht, sich draußen in die Sonne zu setzen und etwas Kleines zum Essen zu bestellen, wie etwa das Tagesgericht: HEUTE SALZKARTOFFELN MIT GRÜNER SOÛSE, aber das lässt ihn sofort wieder an Kosminski denken und insgeheim verflucht er ihn, weil er ihm dies alles eingebrockt hatte! Er saß in dieser Bausparkassenstadt fest, wer weiß, wie lange noch, und alles nur, weil er Kosminski einen Gefallen schuldig war...

Seufzend blickt er auf die Bedienung, die ihn mitleidig anstarrt: „Na, so schlimm kann es doch nicht sein. Waren es wichtige Unterlagen?“

Jetzt seufzt Frank erst recht und sie nimmt es zum Anlass, ihre Position zu verlassen und hinter ihrer Verkaufstheke hervorzukommen.

„Na, junger Mann, Liebeskummer?“, fragt sie und ohne eine Antwort von ihm zu erwarten, legt sie ihm die Liste hin und fragt: „Wann war das genau?“

„Vorgestern, am späten Vormittag, so gegen 11 Uhr, ich saß da draußen an diesem Tisch“, er zeigte hinaus, „sie wischte die Tische rechts davon ab.“

„Ja, also Susanne war da, aber die hat kurze Haare, Nina, nein, die hatte keinen Dienst, dann bleiben nur noch Jana und Eve, aber Jana ist schwarzhaarig und Eve, warten Sie, sie hat sich morgens krank gemeldet. Stimmt, wir waren nur zu dritt und es war so viel los, gegen Mittag kam nämlich ein ganzer Bus...“

Frank muss die genaue Schilderung des Arbeitstages über sich ergehen lassen, bis

er eine kurze Verschnaufpause ihrerseits nutzt um nachzufragen:

„Welche ihrer Angestellten käme denn überhaupt in Frage?“ Sein flaes Gefühl verstärkt sich und er ahnt die Antwort schon, die er jetzt zu hören bekommt.

„Wenn Sie mich so fragen, sieht keines der Mädchen so aus, wie Sie es mir geschildert haben.“

Genau in diesem Moment wünscht sich Frank, dass er diesen Roman zuklappen und beiseite legen könnte, vielleicht hätte er ihn gar nicht erst lesen sollen, ein Roman im Theatermilieu mit dem Titel: „Die Treppe“, nur leider ist er nicht der Leser, sondern er steht auf der anderen Seite, als Akteur. So bleibt ihm im Moment nichts weiter übrig als mitzuspielen, um Kosminski zufrieden zu stellen, um den Auftrag, um welchen auch immer es sich hierbei handelt, zu erledigen. Eigentlich könnte ja alles sehr interessant sein, wenn er dieses Rätsel nicht selbst lösen müsste.

„Ich glaube, dass war dann doch ein Missverständnis, vielen Dank für Ihre Bemühungen...“

Und bevor sie etwas antworten kann, dreht Frank sich um und verlässt das Café. Wer ist diese Unbekannte, die hier auf ihn gewartet hat, in welcher Beziehung steht sie zu Kosminski und Mister X? Was hat es mit diesem Brief auf sich? So viele Fragen und keine Antworten.

Er läuft wieder durch die Fußgängerzone, vorbei an der Bibliothek und sein leerer Magen meldet sich erneut lautstark. Er muss sich seine weitere Vorgehensweise genau überlegen. Auf jeden Fall wird sich sein Abreisedatum auf unbestimmte Zeit verschieben. Es ist ja auch ziemlich egal, wann er wieder nach Hause kommt, da seine Wohnung sowieso kalt und leer ist.

Warum hat sie ihn verlassen? Ist es seine Sprunghaftigkeit, seine andauernde Ruhelosigkeit, die sie forttrieb?

Nicht nur sie hatte ihn verlassen, auch hier, in diesem Idyll ließ ihn eine Frau sitzen. Was hat sie so erschreckt, wovor ist sie davongelaufen? Oder vor wem?

„Einen Döner mit allem, bitte!“ Frank verwirft in Anbetracht seines knurrenden Magens alle Vorurteile über Fast Food und beißt hungrig in das knusprige, dick gefüllte Fladenbrot. Sofort breitet sich dieses angenehme Gefühl von Zufriedenheit in ihm aus. Das Leben könnte so schön sein in dieser Kleinstadt mit ihren netten Gässchen, ihren netten Häusern. Er könnte diese Reise als Urlaub sehen, wenn er es nicht genau wüsste, dass diese Ruhe trügerisch ist und er hier ist, um seinen Auftrag zu erledigen. Mittlerweile ist er durch Zufall über eine mit Holz gedeckte

Brücke an einem Fluss angelangt. Und das Bild, das sich dort zeigt, unterstreicht seinen Eindruck von Schwäbisch Hall. Malerisch schlängelt sich das Flüsschen an der Stadtmauer und den Fachwerkhäusern entlang, ein Ruderboot treibt vorbei. Es ist alles viel beschaulicher als in einer quirligen Großstadt, und doch gibt es hier irgendetwas, das mit viel Geld zu tun hat. Frank wischt sich seine klebrigen Finger an der Serviette ab und zieht den Brief erneut aus seiner Hosentasche. Dabei rutscht aus Versehen sein Shakespeare mit heraus und mitsamt dem Reclamheftchen fallen das Lesezeichen und ein abgerissenes Stück eines Zettels heraus.

Er hebt das Buch und das Lesezeichen auf. Den Zettel lässt er liegen, er kann auch so lesen, was darauf steht:

Schnüffeln Sie nicht in fremden Angelegenheiten!

In Großbuchstaben und in aller Eile geschrieben! Von wem? Dieser Jemand muss sie beide auf der Treppe beobachtet und etwas dagegen haben, dass er sich um eine Sache Gedanken macht, die vielleicht von diesem Jemand inszeniert ist. Genau: *Inszeniert*, auch ein Begriff aus der Theatersprache. Was haben die Schauspieler damit zu tun? Welcher Zusammenhang besteht zwischen heute und 1925? Was hat es mit der Requisitenrechnung auf sich?

Frank hat das ungute Gefühl, dass dies erst der Auftakt, die Einleitung, das Entree zu einem Ein-, Zwei- oder Dreiakter ist. Die Rollen sind verteilt, er spielt auf jeden Fall auf der Seite der „Guten“.

Dann bückt er sich und steckt den Zettel doch wieder zurück in das Heftchen. Beweissicherung würde jetzt der Kommissar zu seinem Assistenten in jedem durchschnittlichen Tatort-Krimi erklärend sagen.

Jetzt erst bemerkt er diesen hölzernen Rundbau, ein Bauwerk, das nicht so recht in die Umgebung passt. Es wirkt ein bisschen wie ein Fremdkörper an diesem Ort. Dies muss das Globe-Theater sein, dem Original in London ziemlich genau entsprechend, soviel er weiß. Überall in dieser Stadt spielt das Theater eine wichtige Rolle. Er setzt sich unweit der Shakespeare-Spielstätte unter blühenden Kastanienbäumen an den Fluss und sieht sich den Brief und die dazugehörenden Zettel genauer an.

Wer ist Herr L., der die Informationen, die ja eigentlich nicht geheimnisvoll erscheinen, von Frau W. anfordert? Warum muss diese Anfrage vertraulich behandelt werden?

Frank versucht gedanklich einen Zusammenhang zwischen den Personen und den Listen herzustellen, aber er hat das Gefühl, ohne gründliche Recherche nicht weiterzukommen.

In der Zwischenzeit haben sich eine Hand voll Personen an einem Seiteneingang des Theater versammelt, um dann geschlossen hineinzugehen. Frank steht auf und bleibt eine Zeit lang stehen. Er beschließt, dieser Gruppe zu folgen und sich das Globe-Theater von innen anzusehen. Vielleicht würde sich die Aura des Theaters positiv auf ihn und seine Gedanken auswirken. Er steckt die Zettel wieder in die Hose, den Shakespeare behält er, sozusagen als Alibi, in der Hand.

Langsam schlendert er auf die Holztür zu. Dabei kann er jetzt genauer die Schriftzüge lesen, die rings um den Sockel angebracht sind. Es sind Zitate aus Shakespeare-Stücken, alles wirkt frisch und neu geschrieben, keine Graffiti-Schmierereien, die das kalligraphisch gemalte Kunstwerk verunstalten könnten. Er läuft einmal rundherum und entdeckt das Plakat der Freilichtspiele.

Hier an diesem Ort wird unter anderem auch ein Shakespeare aufgeführt, etwas anderes wäre auch fast undenkbar. „*Was Ihr wollt*“ - Eine Beziehungskomödie, deren Titel auch schon fast symptomatisch für seinen eigenen Zustand ist. Den ewigen, arbeitslosen Studenten hat er ein für alle Mal satt. Was will ICH eigentlich?

Diese Frage war meist der Beginn einer tiefen psychologischen Krise, die ihn in unregelmäßigen Abständen immer wieder heimsuchte. Nach außen hin wirkte er immer wie jemand, der genau weiß, wo es lang geht, aber im Inneren war er immer noch auf der Suche. Nach was ?

Unschlüssig bleibt Frank vor dem Plakat stehen. In diesem Fall weiß er eigentlich schon, wonach er suchen muss. Als erstes will er diese Bedienung, die keine ist, finden. Dann sollte er sich auf die Suche nach dem Ursprung des Briefes machen.

Frau Sabine W. muss an einer Arbeitsstelle beschäftigt sein, die Zugang zu Theaterunterlagen hat oder direkte Beziehungen zu Theaterkreisen.

Herr L. ist ihm allerdings ein Rätsel. Wozu braucht er die Namen der Schauspieler? Welcher Zusammenhang besteht zwischen den Namen dieses Jahres und denen von 1925? Gibt es vielleicht ein Theaterstück, welches in beiden Jahren aufgeführt wird bzw. wurde? Welcher Punkt auf der Liste der Requisiten ist der wichtige?

Fragen über Fragen und im Moment hat er noch überhaupt keine Ahnung, wie er diesen gordischen Knoten lösen soll. Vielleicht sollte er nachher einfach noch einmal in der Bücherei vorbeigehen und die nette Bibliothekarin in ein Gespräch verwickeln.

Durchaus möglich, dass sie das eine oder andere weiß oder ihm zumindest sagen kann, wo für ihn die richtige Anlaufstelle wäre. Und eine Art von Verbündete, die sich hier in Schwäbisch Hall gut auskennt, wäre auch nicht von Nachteil.

Nachdem er jetzt das Gefühl hat, jedenfalls im Moment zu wissen, wie es weitergeht, fühlt er sich sofort besser. Er dreht sich auf dem Absatz um und will gerade wieder in Richtung Innenstadt laufen, als er durch eine laute Stimme, die aus dem Holztheater nach draußen dringt, davon abgehalten wird.

Wenn er jetzt schon einmal da ist, will er sich das Bauwerk doch noch kurz von innen anschauen.

Er öffnet die Holztür auf der Seite des Gebäudes und steckt erst vorsichtig den Kopf hinein. Nachdem er im ersten Augenblick niemand sieht, beschließt er hineinzugehen. Die Gruppe sitzt im unteren Rondell auf den Zuschauerrängen und hört einem Mann zu, der monologartig die Geschichte kurz umreißt:

... „sollte es eigentlich jeden Winter ab- und zu Beginn der Saison immer wieder neu aufgebaut werden! Aber aus finanziellen Gründen blieb und bleibt es der Stadt jetzt wohl dauerhaft erhalten. Eine wunderbare Spielstätte für unseren Shakespeare, finden Sie nicht auch, meine Damen und Herren? Sie werden schon bei den Proben... - ach ja die Proben fangen übrigens schon morgen an, nicht wie geplant erst am Mittwoch...“

Die weiteren Worte konnte Frank nicht mehr verstehen, sie gingen im Protestgemurmel der anwesenden Schauspieler, so nahm er an, unter.

Er schaute sich um und konnte sich *Orsino* und *Olivia* im letzten Akt umschlungen gut auf einer der drei Ebenen vorstellen. Er ging noch einen Schritt weiter in das Innere, um auch die oberen Ränge in Augenschein zu nehmen, als er von der Gruppe bemerkt wurde. „Entschuldigung, das ist keine öffentliche Theaterprobe, würden Sie bitte das Theater verlassen?“

„Ja, natürlich, es tut mir leid, ich gehe sofort.“ Frank dreht sich um und will gerade wieder zur Tür hinaus, als plötzlich ein Handyklingeln alle in den dritten Rang schauen lässt. Er traut seinen Augen kaum, als er nach oben sieht: Es ist die Frau, die ihm die Zettel auf der Treppe gegeben hat, die, die er sucht – mit Jeans und rotem T-Shirt! „Laufen Sie nicht wieder weg, warten Sie, ich komme nach oben!“ Und während Frank aufgeregt die Treppe nach oben sucht, steht die Frau auf, lehnt sich über das Geländer und wartet wieder einmal auf ihn.

5. Kapitel: Antje Kunz

Als er endlich die Treppe gefunden hat und oben im 3. Rang ankommt, sieht er die Frau nirgends mehr. Sie ist wie vom Erdboden verschluckt. Er lauscht - keine schnellen Schritte, kein Laut. Jetzt hört er von unten Stimmengewirr. Beim Blick über das Geländer sieht er, dass die Schauspielergruppe direkt unter ihm dicht zusammensteht und zu Boden schaut. Einer kniet neben jemand, besser: über jemand. Als der Kniende sich ein wenig weg bewegt, sieht Frank das rote T-Shirt. Die Frau liegt reglos da. Entsetzt tritt er zurück. Hat ihn jemand bemerkt? Er schaut sich um. Am Ende des Ranges sieht er kurz aus dem Augenwinkel einen Schatten weghuschen. Oder hat er sich getäuscht? So leise wie möglich versucht er sich vom Geländer zu entfernen. Nein, es hat ihn keiner gesehen, bestimmt nicht, versucht er sich zu beruhigen. Sein Herz schlägt wild. Er hört, wie unten einer sagt: „Ein Arzt, schnell!“. Und im selben Moment tritt Frank gegen einen kleinen dunklen Gegenstand, der auch gleich wegschlittert, an eine Bank stößt und dort liegen bleibt. Frank erkennt das Handy der Frau und steckt es ohne zu überlegen ein. „Weg hier“, denkt er. Draußen sieht er sich noch einmal um. Keiner scheint ihn zu bemerken. Drinnen immer noch Stimmengewirr. Er geht schnellen Schrittes Richtung Stadt. Von weitem hört er schon das Martinshorn. „Mann, sind die schnell“, denkt er und geht eiliger. In sein Hotelzimmer will Frank jetzt nicht. Er geht ein wenig ziellos durch die Innenstadt. Am liebsten würde er das alles hier vergessen – wenn nur Elvis da wäre... . Wegen einer Baustelle muss er die Straßenseite wechseln und steht plötzlich vor einer ihm unbekanntem Bar. „Komm ruhig rein, wir haben eben aufgemacht“, empfängt ihn der sympathische Barmann. Beim Blick auf die Karte fixiert Frank sofort das große Angebot an Absinth. „Ja, das ist jetzt genau das Richtige“, denkt er und bestellt sich den ersten Drink. „Die sind aber alle lecker, gib mir den nächsten“, lallt Frank nach dem dritten Glas schon etwas benommen. Die Bar hat sich inzwischen gefüllt und neben Frank an der Ecke sitzt so ein altachtundsechziger Typ mit halblangem Haar. Der gibt Frank den nächsten aus, denn Frank hat sich vorgenommen alle Sorten Absinth durchzuprobieren. Er redet den ganzen Abend auf den Typen neben sich ein, bis der sich schließlich etwas gereizt zurückzieht. Wahrscheinlich hat es dem nicht gefallen, wie Frank sich auf dessen Schulter gehängt hat, denn der Typ dreht sich gleich weg, und als Frank sich dann per Handschlag entschuldigen will, raunzt der ihn an: „Lass mal!“. Aber

darüber denkt Frank nicht länger nach. Der Absinth fühlt sich sehr gut an in seiner Kehle, so wohligh und warm.

Wie Frank allerdings mitten in der Nacht in sein Hotelzimmer gekommen ist, weiß er auch nicht mehr so genau. Jedenfalls wacht er hier auf. Das Licht im Zimmer ist noch an. Er ist zwar körperlich etwas langsam, aber sein Geist ist erstaunlicherweise hellwach. „Gutes Zeug“, denkt Frank. Jetzt sitzt er angezogen auf seinem Bett und fängt an sich auszuziehen. Da plumpst das Handy aus seiner Hosentasche auf den Boden. Mit einem Schlag steht ihm die ganze Geschichte wieder vor Augen: Kosminski mit seinem Kicker und seinem unmöglichen Auftrag, die Treppe, die Frau im roten T-Shirt und immer wieder Zettel mit merkwürdigen Zitaten und Ungereimtheiten. Eine ohnmächtige Wut durchfährt ihn und er sammelt diesen ganzen Zettelkram im Zimmer zusammen und steckt alles in den kleinen Papierkorb unter dem Fenster. Das Handy der Frau ist noch an: 2 Uhr 33. Die Batterieanzeige sagt ihm, dass es bald ans Netz muss. „Ob die Frau tot ist? Aber die haben ja einen Arzt geholt“, denkt Frank. „Klar, dass mir so was passieren muss.“ In Gedanken versucht er sich das Ganze irgendwie logisch zu erklären. „Ich muss alles aufschreiben, anders krieg ich es nicht mehr klar“, murmelt er vor sich hin und sitzt schon an dem kleinen Tischchen am Fenster, sein Schreibzeug zusammensuchend. Wo hat er eigentlich die letzten Aufschriebe des Konzepts gelassen, das er im Cafe angefangen hatte, denkt er kurz nach. Es ist Jahrzehnte her, dass er das letzte Mal so etwas wie Tagebuch geschrieben hat, aber genauso unbeholfen kommt er sich jetzt vor. Hastig schreibt er mit seiner fliegenden Handschrift auf ein paar Zettel, was ihm einfällt, alles schreibt er sich von der Seele: das mit Kosminski, mit dem Kicker, mit dem Russen, mit dem Auftrag, mit der Frau im roten T-Shirt... Es ist schon hell, als Frank erschöpft und halb angezogen aufs Bett fällt und sofort einschläft.

Als er aufwacht, hat er einen Riesenhunger. „Zum Frühstück ist es schon zu spät“, sagt die nette Dame im Frühstücksraum seines Hotels. Er geht an die Rezeption um nach einem Netzgerät für das Handy zu fragen. Die Dame hinter dem Tresen lächelt ihn vieldeutig an, sagt aber außer „Na, spät geworden?“ nichts weiter. Sie hat sogar zwei Ladegeräte zur Hand, die in anderen Zimmern vergessen worden sind. Frank geht wieder nach oben und begegnet im Flur der Reinemachefrau. Er schließt das Ladegerät an das Handy an. Der Stecker passt. Nun kann er in Ruhe die Listen

durchsehen. Auf einem Zettel notiert er die Einträge nach Alphabet. Es sind nur Vornamen eingegeben. Keinen der Namen kennt er, die Telefonnummern will er nachher mit seinem Adressbuch vergleichen. Danach beschließt er die Frau mit dem roten T-Shirt im Krankenhaus aufzusuchen. Er fragt an der Hotel-Rezeption nach dem Weg „Sie können den Bus nehmen oder zur Fuß gehen, es sind nur 20 Minuten“ erklärt ihm die freundliche Empfangsdame. Frank geht gerne zu Fuß, hier kann er endlich mal in Ruhe nachdenken. Das Krankenhaus liegt am Stadtrand an einem Hang. Vor dem Eingang sind viele Menschen, es ist ein Kommen und Gehen. Als Frank sich umsieht und sich orientieren will, wo er hin muss, sieht er den Hund der Dame aus dem Cafe angebunden vor dem Eingang liegen. Aber er denkt nicht weiter darüber nach. Es erweist sich als schwierig herauszufinden, wo die Frau liegt, die er sucht. Er braucht den Namen, sonst kann er hier gar nichts erfahren. „Hier werden so viele Leute eingeliefert...“, sagt ihm der Mann am Schalter.

Zurück im Hotel erwartet ihn eine Nachricht. Kosminski hat ein Fax geschickt: *Hallo Frank, wie weit bist du? Ich erwarte den Stand der Dinge. Die Zeit drängt. Hast du schon einen Ansprechpartner für unsere Sache? Ruf mich heute Abend um Punkt 20 Uhr an, bin im Büro. Kosminski.* „Na toll“, denkt Frank, auch das noch und ich hänge hier total in der Luft.“ Er geht die Straße hinunter über den Marktplatz und sucht die Bar, in der er gestern versackt ist. Hinter einem Bauzaun erkennt er den Eingang wieder, aber heute scheint die Bar geschlossen zu haben. Auf dem Schild neben dem Eingang liest er, dass erst ab 17Uhr geöffnet ist. Ihm fällt der Typ mit den halblangen Haaren wieder ein, er muss in sich hineingrinsen, dem ist er wohl mächtig auf den Nerv gegangen... Frank findet eine andere kleine Cafébar und beschließt nachher zu dem Holztheater zu gehen und die Schauspieler nach der verunglückten Frau zu fragen.

“Die ist im Krankenhaus“, sagt der Schauspieler mit der Glatze. „Was haben Sie damit zu tun?“ Frank fühlt sich irgendwie ertappt und sein Herz fängt an wild zu pochen. „Na ja, ich kannte sie seit gestern flüchtig und wollte halt wissen, wie's ihr geht“, entgegnet er zögernd, „und außerdem war ich ja gestern hier, als es passierte...“, fügt er noch schnell hinzu. Der Glatzkopf ist merklich ungeduldig und verweist Frank auf eine Kollegin, die wohl im Sanka mitgefahren ist. „Ach, so ein Unglück, wissen Sie, ich kannte sie auch erst seit ein paar Tagen, ich glaube, sie

arbeitet für eine Event-Agentur, aber Genaueres weiß ich nicht, ihr Name ist Aimee B., sie ist wohl Studentin.“ „Danke, das hilft mir vielleicht weiter“, entgegnet Frank gedankenversunken beim Weggehen. Aimee B., den Namen hat er nie gehört. Aber die Frau im roten Shirt ist ihm trotzdem irgendwie bekannt vorgekommen. Auf dem Rückweg zum Hotel schaut er in der Bar vorbei. Heute erst fällt ihm auf wie geschmackvoll und witzig der kleine Raum eingerichtet ist. Er sieht die vielen bunten Flaschen verschiedener Absinthe. Der Barmann erkennt ihn gleich wieder und erkundigt sich nach seinem Zustand. Frank bestellt einen Milchkaffee. „Hmmm!“, der erste richtige Kaffee, seit er in dieser Treppenstadt ist. Nachdem er gestern Nacht seine Gedanken so gut ordnen konnte und sich auch gleich eine To-do-Liste geschrieben hat, ist er heute bester Stimmung. Es sind erst wenig Leute da und so kommt er mit dem sympathischen Barmann ins Gespräch. Wo er hier Profi-Kicker spielen könne, fragt er sein Gegenüber. Der Barmann heißt David und hat einen Freund, den er fragen will. „Das ist privat, da kannst du trainieren, solange du willst - musst dir halt ein wenig Platz in dem Keller machen“, sagt David, „komm morgen vorbei, dann weiß ich mehr“.

Frank schlendert über den Marktplatz aufs Hotel zu. Es ist ein lauer Abend, es wird geprobt auf der Treppe, ein paar Leute sitzen noch im Cafe am Brunnen. Die Frau mit Hund ist auch dabei. Jetzt erst erinnert sich Frank, dass er den Hund doch heute Morgen erst beim Krankenseingang gesehen hat... Kosminski fällt ihm ein und er schaut auf die Kirchturmuhren. Noch 10 Minuten bis 8 Uhr. Auf seinem Zimmer holt er sein Adressbuch aus dem Koffer. Er überlegt, wie er den Dicken hinhalten könnte, da er ja weder irgendeine Kontaktperson getroffen, noch einen Verantwortlichen für die Treppe gefunden hat. Was muss der Hesse auch für unmögliche Ideen haben. Auf so einer Treppe irgendetwas abziehen zu wollen, wobei er Frank nicht einmal genau sagte, was. Er weiß nur, dass es etwas mit Kickern zu tun hat und dass er gut im Training sein sollte - ansonsten macht Kosminski ja ein Riesengeheimnis daraus. Es schlägt vom Kirchturm her 8 Uhr, Frank wartet, bis die Glocken verstummen, und wählt die Berliner Nummer. Kosminski ist sofort am Apparat: „Na, Frank, wie sieht's aus, klappt was mit der Treppe in Schwäbisch Hall und unserer Sache im Sommer?“ Frank überlegt krampfhaft, wie er Zeit schinden kann und gleichzeitig etwas erfahren könnte, was ihn weiterbringt „Ja, ich hab heute schon ein Gespräch geführt...“, fängt er an, „aber Kosminski, sag mir doch wenigstens mal, um welchen Zeitraum es

geht.“ „Wir brauchen die Treppe für exakt drei Tage“, rückt der Hesse sofort mit der Antwort heraus, „wann, ist egal, aber es muss im Sommer laufen.“ „Die spielen hier aber Theater auf der Treppe, da kann...“ Kosminski unterbricht Frank barsch. „Hör mir jetzt gut zu, mein Freund. Wenn Du nicht bis übermorgen was klarmachst, dann weißt du, was Dir blüht, hast du mich verstanden?!“ Frank weiß, dass es nun bitterer Ernst ist, und legt betreten auf. Wenn Kosminski „Mein Freund“ sagt, ist es kein Spiel mehr, denkt Frank. Der Dicke hatte zu Jimmy in Berlin auch mal „mein Freund“ gesagt und danach hatten sie ihn im Krankenhaus besucht - mit gebrochenen Armen.

Am nächsten Morgen macht sich Frank nach dem Frühstück noch einmal auf den Weg ins Krankenhaus. Er fragt am Schalter nach einer „Aimee B.“ und erfährt, dass die Frau seit ihrer Einlieferung im Koma liegt. Er beschließt jetzt jeden Tag herzukommen und nach ihr zu sehen. „Irgendwann muss sie ja mal zu sich kommen“, denkt er beim Hinausgehen. Frank geht ins Hotel zurück und versucht auf seinem Zimmer irgendetwas mit den Telefonnummern des Handys herauszufinden. Das Handy war eingeschaltet, als er es fand, und er konnte die letzten gewählten paar Nummern ablesen. Er vergleicht diese Nummern mit den eingetragenen Nummern in seinem Adressbuch: eine Vorwahl aus Berlin, eine aus Schwäbisch Hall. Der letzte Anruf stammt also aus dem gleichen Ortsnetz.... Aimee B. arbeitete ja anscheinend für eine ortsansässige Agentur. Möglicherweise hatte sie ja mit Ihrer Firma telefoniert, bevor sie vom Geländer fiel... Er wählt vom Hoteltelefon aus die letzte Nummer. „Event-Agentur van Dörflen, Christiane K., was kann ich für Sie tun?“, meldet sich eine aufgesetzt klingende Frauenstimme. „Ich möchte gerne Frau Aimee B. sprechen, sie arbeitet doch bei Ihnen?“, fragt Frank. Am anderen Ende der Leitung tritt eine kurze Stille ein. Einen Moment bitte...“, ertönt die professionelle Stimme und dann hält sie den Hörer zu. Frank hört nur ein verzerrtes Stimmbild und Wortfetzen, aber dank seines Phonetikstudiums kann er doch mehr verstehen, als er wahrscheinlich soll. Er hört etwas von „.....sag, sie ist nicht da“, „vielleicht ... geht es um ... Kicker-Contest...“, „fragerst mal, was der will“... . „Hören Sie“, säuselt die geschulte Stimme von Christiane K., „Frau B. ist zur Zeit nicht im Büro, kann ich ihr was ausrichten?“ „Ach nein, ich müsste sie schon persönlich sprechen, ich melde mich in den nächsten Tagen wieder.“ Frank legt auf.

„Ein Kicker-Contest ? Was soll denn das sein?“, fährt es ihm durch den Kopf. Hatte das etwas mit dem zu tun, was er hier für Kosminski klären sollte? Warum gerade ein Kicker-Contest in dieser Stadt, womöglich noch auf der steilen Treppe? Das passt doch alles überhaupt nicht zusammen. Ratlos sitzt Frank auf dem Bett und überlegt hin und her, als das Handy von Aimee klingelt. Es ist eine Mobil-Nummer, der Name der Anruferin erscheint auf dem Display: „Sabine W.“ Frank notiert die Nummer und den Namen schnell auf seiner Zigarettenschachtel. „Ich muss das Handy endlich loswerden“, denkt er, „am besten da, wo ich es her habe“.

Er macht sich gleich auf und geht quer über den Marktplatz in Richtung Fluss. Im Cafe sieht er die Frau mit Hund sitzen, die gerade mit ihrem Handy hantiert, und denkt noch: „Die ist auch überall“. Im Holzbau des Theaters ist niemand. Er kann unerkannt auf den 3. Rang gelangen und das Mobiltelefon ungefähr da ablegen, wo er es aufgehoben hat. Er sieht sich um. Von hier oben ist Aimee B. also abgestürzt. „Das sind gut 9 Meter oder mehr“, überlegt Frank, als er so nach unten schaut. „Aber wie kann man hier einfach so runterfallen, sie muss sich ganz schön weit vorgebeugt haben...?“ Da fällt ihm ein, dass er in der hinteren Ecke einen Schatten gesehen hat. An der Stelle war auch noch ein Ausgang, stellt er fest. Hmmm – sollte noch jemand hier gewesen sein und wissen, was geschehen war? Wie er so dasteht und überlegt, hört er unten im Holzgang Schritte und Stimmen. Er tritt zurück an die letzte Reihe und wartet, bis sich die Stimmen entfernen. Als Frank sich aus der Tür des Theaters umsieht, erkennt er in einiger Entfernung die Frau mit dem Hund, sie kommt direkt auf den Eingang zu. Er schlüpft schnell zurück und hält sich versteckt hinter einer Säule. Die Frau mit dem Hund betritt das Holztheater und setzt sich vor der Bühne auf eine Bank. Dann wählt sie eine Nummer und nimmt ihr Handy ans Ohr. Auf dem 3. Rang klingelt es! Frank traut seinen Ohren nicht. Das war s i e also die da so oft versuchte anzurufen. Die Frau mit dem Hund horcht auf und geht die Treppe hoch. Frank schleicht sich nach draußen. Nichts wie weg. So langsam wird ihm die ganze Sache unheimlich.

Der Barman sieht Frank schon kommen und lächelt verbindlich. „Hey, ich hab’ ’ne gute Nachricht für dich“; sagt David; „mein Kumpel kommt gleich und zeigt dir den Profi-Kicker.“ „Oh danke, das ist echt super, das lenkt mich vielleicht ein bisschen ab...“, entfährt es Frank, als er sich mit einem tiefen Seufzer in den Strandkorb an

der Ecke zur Bar fallen lässt. „Einen besten Kaffee der Stadt bitte!“, ruft er David nach, der schon in der Tür verschwindet, aber noch ein Handzeichen gibt, dass er's gehört hat. Den Kaffee bringt ihm eine große schlanke Frau an den Korb. Sie fragt, ob er wisse, wie das geht. „Was?“, will Frank wissen. „Na, das mit dem Klapp - Tischchen am Korb“, erwidert die Frau und lächelt charmant. „Ja danke, das kenn ich“, sagt Frank und klappt schnell an der Seite des Strandkorbes das Tischchen aus. Endlich kann er nachdenken. Was soll er dem dicken Hessen aus Berlin sagen, wenn er ihn übermorgen anruft. Etwa: „Hallo Kosminski, hier läuft was mit einem Kicker-Contest, hast du mich deshalb hierher geschickt?“ Oder: „Willst du vielleicht einen Kicker-Wettbewerb auf einer steilen Treppe machen? - Was für eine Schnapsidee, hahaha.“ Frank denkt gerade an die Briefbögen, die ihm Aimee B. zugesteckt hat. Nach seiner Absinth – Odyssee hat er sie in den Papierkorb im Hotel geworfen. Gerne hätte er die jetzt noch einmal gelesen. Vielleicht...

Ein junger, sportlicher Typ mit kurzem dunklen Haar kommt direkt aus der Bar auf ihn zu und streckt ihm die Hand entgegen. „Hallo, ich bin Harald - nenn mich Hardi, wenn du willst“, sagt er und schüttelt Frank kräftig die Hand. „Willst Du gleich mitkommen?“. Frank geht mit Hardi Richtung Globe-Theater und weiter über die Holzbrücke, eine kleine enge Gasse hoch und biegt nach dem Kino rechts in einen Hinterhof ein. „Der Keller gehört meinem Onkel“, sagt Hardi, während er eine alte verrostete Eisentür aufschließt. „Wir können uns hier ruhig Platz machen und das andere Zeug auf die Seite stellen, hier war seit Jahren keiner mehr. Wenn du möchtest, trainier' ich im Wechsel mit dir, ich will auch für den Contest fit werden.“ Hardi bückt sich und hebt eine Schuhschachtel auf, die im Weg liegt. „Was ist das eigentlich für eine Sache mit dem Kicker-Contest?“, will Frank wissen. „Hey, das weißt du nicht?“ Verständnislos den Kopf schüttelnd blickt Hardi Frank eine ganze Weile wortlos an „Na ja, hier bei uns in der Stadt soll der größte Kicker-Showdown zur WM laufen“, erzählt Hardi nicht ganz ohne Stolz. „Allerdings munkelt man in der Szene was von Problemen beim Organisieren und dass zwei Veranstalter sich drum schlagen, wer's jetzt ausrichten darf. Ist ja sicher auch viel Kohle im Spiel“. Frank steht mit beiden Armen auf den Rand des Kickers gestützt und ist platt, er nickt nachdenklich. Hardi will den Kicker lieber in den Hof stellen als rund herum Platz zu machen. Gerade sind sie dabei, das sperrige Teil herauszuzerren, als ein Motorrad in den Hof fährt. Ein Mädchenkopf kommt unter dem Helm hervor, sie schüttelt ihre

Haare und hält dabei das Gummi zwischen den Zähnen fest. „Hei, na was macht Ihr so?“, fragt sie, während sie die schwere Maschine vor einer Garage aufbockt. „Wir kickern im Hof, das ist viel gesünder und wir werden knackebraun!“, erklärt Hardi lachend. „Hat einer von euch 'ne Zigi für mich? Ich dreh sonst immer, aber mein Tabak ist aus“, ruft die Motorradfrau herüber. Frank wirft ihr seine Schachtel zu. „Kannst sie behalten, sind eh nur noch 'n paar drin.“ Sie setzt sich auf die Maschine und raucht genüsslich. Hardi und Frank zerran den Kicker noch ein Stück vor den Keller. „Jetzt fehlt mir nur noch die richtige Musik“, ruft Hardi aus der Tiefe des Raumes. Er findet tatsächlich so einen alten Kassettenrekorder mit Radioteil: Marke „ITT-Schaub Lorenz“. Das Radio geht - es empfängt sogar den Stadtsender. „Also mir fehlt eher was zu trinken“, sagt Frank. Das Mädchel will gleich etwas holen und verschwindet um die Ecke. „Wer ist' n das?“, will Frank wissen, bemüht, sich nicht zu sehr interessiert zu zeigen. „Ach, das ist Anne, sie arbeitet hier manchmal im Kino...“, entgegnet ihm Hardi und seine Stimme verliert sich dabei in einen traurigen Ton, den Frank aber gar nicht bemerkt.

„Ist ne tolle Stimmung hier im Hof“, denkt Frank. Fröhlich nippt er an seiner Flasche und blinzelt ins Spätnachmittagslicht – wie in Kuba oder jedenfalls wie Urlaub... Das Training mit Hardi läuft gut. Außerdem kennt er sich in der Stadt aus und hat ihm schon einen Tipp gegeben wegen der Treppensache. Einen Termin hat Frank auch schon gefunden, nämlich zwischen dem 18. und 21. Juni. Da wäre die Treppe für mehrere Tage frei. Jetzt fühlt er sich richtig gut und kann kaum erwarten die Neuigkeiten an Kosminski loszuwerden. Heute Abend wird er bei dem Dicken anrufen und dann ist hoffentlich Schluss mit dem Stress und er kann sich voll auf sein Training konzentrieren.

Punkt 20 Uhr. Frank sitzt am Telefon in seinem Hotelzimmer und wählt die Nummer von Kosminskis Büro. Das Rufzeichen tönt ungewöhnlich lange. Frank legt auf und wählt die Nummer noch einmal, er achtet genau auf die Zahlenfolge und kontrolliert sie im Display. Es klingelt wieder sehr lange, als plötzlich doch der Hörer abgehoben wird und eine ihm völlig fremde Stimme „Hallo?“ sagt. „Herr Kosminski bitte!“, ruft Frank aufgeregt in den Hörer. „Sein nicht da“, entgegnet die fremde männliche Stimme in gebrochenem Deutsch. „Aber wo ist Herr Kosminski?“, ruft Frank ungeduldig und ärgerlich zugleich. „Sein nicht hier und weiß nicht, ob noch wiederkomme...“ Langsam lässt Frank den Hörer sinken.

6. Kapitel: Bernhard Penninger

Er steht auf und geht langsam zum Fenster. In seinem Kopf ist nichts, nur Leere. Frank S. ist weder erschrocken noch verwirrt und er spürt auch keine Angst. Oder gar so etwas wie Erleichterung. Ja, auch Erleichterung wäre eine Möglichkeit gewesen. Kosminski ist von der Bildfläche verschwunden und er ist frei. Nichts davon. Wie er so zum Fenster geht und dort stehen bleibt: das alles geschieht in merkwürdiger Trance. Der Marktplatz liegt im Abendlicht. Keine Menschenseele. Der obere Teil von St. Michael steht golden im Sonnenuntergang, der untere zurückgelassen im Schatten, ebenso die Treppe und der Platz. Immer noch ist kein Mensch zu sehen. Sein Blick macht die Runde: hinüber zum Rathaus und wieder zurück zur Treppe und zur Kirche. "Schön", hört er sich sagen. Er hat tatsächlich "schön" gesagt. Dabei hasst er sie doch so, diese verdammte Treppe.

Irgendwann holen ihn die Glocken von St. Michael aus dieser seltsam wachen Dämmerstimmung und Frank S. ist wieder in dieser Welt, auch wenn die Glocken von einer anderen künden. Das kräftige Geläut unterstreicht die selbstbewusste mächtige Haltung des Bauwerks, das über der Altstadt thront. Frank S. hätte gerne noch weiter vor sich hin geträumt, aber er zwingt sich dazu ein Resümée zu ziehen: Er hat einen Auftrag in dieser Stadt, aber er kennt ihn nicht. Ist er nun wegen einer Theatersache hier oder wegen irgendeines bescheuerten Kickercontests? Was läuft hier eigentlich? Alles erscheint absurd. Man hat ihm ein merkwürdiges Dokument überreicht und er hat obendrein eine Warnung erhalten: *Schnüffeln Sie nicht in fremden Angelegenheiten*. Offensichtlich wird er beobachtet. Gibt es nun zwei gegnerische Seiten in diesem undurchschaubaren Spiel? Er kann es nur mutmaßen. Und wenn das so sein sollte: auf welcher Seite steht er? Lauter Fragen und nur eines weiß er: Aimee B. ist von der Theaterempore gestürzt und liegt im Koma. Und jetzt ist auch noch Kosminski verschwunden. Wie hängt das alles zusammen?

Frank S. wählt noch einmal Kosminskis Nummer. Niemand antwortet. Plötzlich taucht Kosminskis Gesicht vor ihm auf. Es ist nicht der Kosminski, den er kennt, sondern starre Augen stieren ihn an. Eigentlich sind es drei Augen mit diesem Loch in der Stirn. Frank S. wischt das Bild mit einer ärgerlichen Geste weg. Eine kurze Verschnaufpause, aber jetzt steigt sie in ihm hoch, die Angst, und er fragt sich noch

verwundert, warum sie nicht schon längst gekommen ist. Sie packt ihn unvermittelt, in einer ersten Bewegung kriecht sie noch, dann zuckt sie als nackte Panik durch seinen Körper. Ein Toter in Berlin und eine Schwerverletzte in Hall! Er ist in Gefahr! Warum hat er eigentlich nicht schon beim Anruf diese Angst verspürt? Warum kommt sie erst jetzt? Seine Regungen sind ihm ein Rätsel. "Wir Menschen sind schon merkwürdig konstruiert", denkt er und steckt sich zitternd eine Zigarette an, immer noch das beste Instrument, Gefühle in den Griff zu bekommen.

Die Angst geht tatsächlich, doch stattdessen klopfen Selbstzweifel und Selbstmitleid bei Frank S. an. Warum führt er denn so ein bescheuertes Leben? Warum warten auf ihn nur die Nebenrollen? Mag sein, dass er im momentanen Drama sogar eine Hauptrolle spielt? Aber dann gibt er bestenfalls den König mit der Arschkarte. Warum hat ihm das Leben so mitgespielt? Frank S. würde sich am liebsten in diesem Gefühl des armen Opfers suhlen, aber es gelingt ihm nicht, weil er weiß, dass er sich etwas vorlügt. Die Rollen warten nicht auf ihn, vielmehr ist sein Lebensdrehbuch so geschrieben, dass er gerne dann munter zugreift, wenn sich Drittklassiges anbietet. Er hätte es auch anders haben können, völlig anders sogar, einen guten Job, Geld, Ansehen. Das alles hat auf ihn gewartet, aber er hat sich anders entschieden. Das ist die Wahrheit. Einst ist er, Frank Stech, bis dato der Star unter den Phonetikstudenten Berlins, – ausgestattet mit freiem menschlichen Willen - seinem Professor und künftigen Doktorvater gegenüber getreten und hat dem älteren Herrn alles vor die Füße geworfen. "Ob exo-labial, guttural, lautgezischt oder ganz einfach aufgeblasen, mir geht diese ganze Phonetikscheiße senkrecht am Hintern vorbei." So hat er geschrien und sein Professor hat ihn entgeistert angestarrt und ist blass geworden. Frank S. hat seinen Auftritt genossen - und sich großartig gefunden. Was hatte er von dem ganzen Unibetrieb die Schnauze voll, von den Kriechern, dem vornehmen Getue und der Karrieregeilheit. Und irgendwann auch von der Phonetik. Wie gut das getan hat, die Sau rauszulassen. Aber schon ein paar Stunden später hat er sich gar mehr toll gefunden und sich nur noch geschämt. Warum hat er diesen netten Mann so gekränkt? Jahrelang haben sie zusammengearbeitet, fast freundschaftlich ist ihr Verhältnis gewesen. Sicher, die Väterlichkeit des Proffs hat ihn manchmal genervt, aber er hat sie auch genossen. Und jetzt dieser Kamikazeauftritt. Frank Stech hat dann am nächsten Tag die teuerste Flasche Chardonnay von ganz Neukölln gekauft und sich auf den Weg gemacht, zwar nicht nach Canossa, aber nach Grunewald. Er

hat an der Haustür der Villa geklingelt und der Professor hat ihn sichtlich befangen hereingebeten. Nachdem sich Frank Stech für seinen unverzeihlichen Ausraster entschuldigt hat, sind sie beide erleichtert gewesen und haben sich die Hand gegeben. Ansonsten aber hat er dem Professor seinen Entschluss bekräftigt, dass er zwar irgendwann noch seinen Abschluss machen, aber der Phonetik sein Lebewohl sagen würde. Nach dem Examen hat Stech den Professor noch einmal mit dessen Frau in einem Kaufhaus gesehen. Sie haben sich von der Ferne freundlich zugewinkt, sind aber nicht aufeinander zugegangen. Nein, auch wenn er jetzt unverschuldet in diesen Schlamassel in dieser idyllischen Kleinstadt gelangt ist, beschweren über sein Leben will er sich nicht.

Die Glocken von St. Michael sind längst verstummt. Das Licht beginnt zwielichtig zu werden. Stech hat sich wieder beruhigt. Er beschließt heute Abend im Hotel zu bleiben, weil er dringend Ruhe braucht. Er greift zum Telefon und lässt sich ein Toast, eine Flasche Bardolino und ein Päckchen Zigaretten aufs Zimmer bringen. Kauend greift er zur Fernbedienung und zappt lustlos durch die Kanäle. Das TV ist heute Höchststrafe. Auf einem Kanal Verena Pooth, auf dem nächsten nervtötende Flachcomedy, und in der ersten Reihe entsorgt Hansi Hinterseer blond und gutgelaunt akustischen Müll auf einer völlig unschuldigen Alm. Nach einer halben Flasche Wein ist Frank Stech eingeschlafen. Er träumt von Anne, der Motorradfrau. Aber Annes Gesicht verschwimmt und verwandelt sich in Aimee B. Mit entrücktem Blick und blutigverschmiert starrt sie ihn an und flüstert verschwörerisch: "Früher oder später kommen alle wieder zur Treppe zurück." Stech wacht schweißgebadet auf. Er leert die Flasche, putzt sich flüchtig die Zähne und legt sich hin. Bevor er wegdämmert, nimmt er sich vor, morgen Anne im Kino zu besuchen.

Am nächsten Morgen lässt er das Frühstücksbuffet wieder unbeachtet. Er schenkt sich einen Kaffee ein, nimmt sich das Haller Tagblatt und setzt sich an den hintersten Tisch in der Ecke. Lustlos blättert er im Lokalteil und ist plötzlich hellwach. *"SCHWERER UNFALL IM GLOBE ... Eine 35jährige Angestellte einer regionalen Eventagentur stürzte unter noch ungeklärten Umständen von der 3. Etage des Haller Globetheaters. Die Polizei geht nach bisherigen Erkenntnissen von einem Unfall aus. Ein Polizeisprecher teilte mit, dass die Gestürzte nach wie vor im Koma liegt und in Lebensgefahr schwebt."* Aimee B., sein Alptraum, hat ihn wieder eingeholt. Er trinkt

noch einen Kaffee, raucht eine Zigarette. Wieder zurück in seinem Zimmer legt sich Stech auf sein Bett und erinnert sich an den Inhalt der Bogen, die ihm Aimee B. überreicht hat. Er ist ihm nach wie vor völlig rätselhaft. Was haben die Schauspielernamen von 1925 mit denen von 2006 zu tun, was verbindet das Gründungsjahr der Freilichtspiele als "Jedermann-Festspiele" mit dem laufenden Jahr? Wieder taucht das Bild auf, wie Aimee B. geheimnisvoll und theatralisch gesagt hat: "Ich wusste, dass es Sie wieder zu dieser Treppe ziehen würde, früher oder später kommen Sie alle hierher zurück." In diesem Jahr wird auch wieder der Jedermann gespielt. Wo liegt die Verbindung? Macht das Sinn? Und was bedeutete Sabine W.s verschwörerisches Begleitschreiben, was die Requisitenrechnung?

Stech geht nervös im Zimmer auf und ab, als ihn das Telefon aus seinen Grübeleien aufschreckt. "Kosminski!" ist sein erster Gedanke. Mit pochendem Herzen greift er nach dem Hörer. "Frank Stech." Am anderen Ende meldet sich eine Frau mit freundlicher dunkler Stimme: "Hallo, Herr Stech, hier spricht Sabine W.. Wir treffen uns um elf Uhr im Café des Würth Museums. Wissen Sie, wo das ist?" Frank Stech kennt das Museum und auch das Café, das einen anständigen Espresso anbietet. Mit der Botero-Ausstellung, die sie dort zeigen, hat er allerdings wenig anfangen können. Die Frau spricht weiter: "Sie erkennen mich an der großen Sonnenbrille". Der Hörer wird aufgelegt.

Stech muss sich setzen. Mit Sabine W. hat er als letztes gerechnet. Was ist mit dieser Stimme? Irgendetwas ist merkwürdig an ihr und sie kommt ihm auf irritierende Weise bekannt vor. Er ist zu nervös um dem Gedanken nachzuspüren. Er steckt sich wieder eine Zigarette an und zieht den Rauch tief in die Lungen. Ihn schwindelt. Er setzt sich in den Sessel, starrt hoch zur Stuckdecke, raucht und versucht nachzudenken. Es gelingt ihm aber nicht auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Soll er zu dem Treffen überhaupt gehen? Sie hat ihm einen Termin genannt im Stile eines freundlichen Befehls. Doch nicht mit ihm, Frank Stech. Aber Frank Stech weiß genau, dass er gehen wird.

Und er geht früh los, weil er es plötzlich in seinem Hotelzimmer nicht mehr aushält. Er muss raus und durchatmen. Aber die Luft liegt heute schwer und schwül auf der Stadt, obwohl es erst zehn ist. Er geht über den Platz und neben dem Rathaus links

die kleine Gasse hinunter. Unmotiviert schwenkt er an der Disko nach rechts und schlendert apathisch an der Sparkasse und der Post vorbei. Und dann treibt es ihn ziellos und verschlungen durch die Straßen und Gassen. Er nimmt nur wenig wahr, aber nachdem er das fünfte oder sechste Brillengeschäft entdeckt hat, stellt er fest, dass bei der Haller Bevölkerung anscheinend der Trend von der Zweit- zur Drittbrille geht. Wie sonst sollten sich diese Läden alle halten können?

Immer wieder tauchen Gesichter vor seinem geistigen Auge auf, mal Kosminski, mal Aimee B. Frank Stech spürt jetzt wieder die Angst, eine ganz elende Angst. Bald wird er mit Sabine W. sprechen. Was wird ihn erwarten? Wieder fragt er sich: "Was ist mit ihrer Stimme gewesen?". Er kommt nicht darauf. Er ist zu unkonzentriert. Frank Stech schaut auf die Uhr. Enttäuscht und erleichtert zugleich stellt er fest, dass das Treffen erst in einer viertel Stunde ist. Er hält das Warten nicht mehr aus, gleichzeitig will er das Zusammentreffen aber hinauszögern. Als er sich dessen bewusst wird, fällt die Angst augenblicklich von ihm ab und Wut und Entschlossenheit tauchen auf. Warum lässt er sich so verrückt machen? Wenn er an die Wand fährt, dann fährt er eben an die Wand. Was soll' s! Dann ist diese Quälerei endlich vorbei. Mit kräftigen Schritten eilt er die Mauerstraße entlang, biegt dann rechts ab und geht hoch zum Museum. Oben angekommen sieht er die Stadt vor sich liegen. Eingerahmt zwischen Museum und Alma Würth Saal gleicht das Ganze einer überdimensionalen Ansichtskarte.

Im Café ist weit und breit keine Sabine W. zu sehen. Nur zwei ältere Damen schnattern fröhlich über ihren Torten und am hinteren Tisch sitzt ein Mann mittleren Alters, das Gesicht hinter einer Sonnenbrille versteckt. Soll er jetzt auch noch warten? Stechs Wut wächst. Er beschließt sich zunächst an der Theke ein Mineralwasser zu holen, als er zu seiner Überraschung sieht, wie der Herr ihm zuwinkt. Er tritt näher. "Haben Sie mir gewunken?", fragt er zweifelnd. "Nehmen Sie bitte Platz, Herr Stech", erwidert der Herr. Frank schaut verblüfft. Hat er diesen Mann schon einmal gesehen? Ja, er war sich sicher, aber er kam nicht darauf. "Wer sind Sie?". Es gelingt ihm einigermaßen unbeeindruckt zu klingen. Als der Unbekannte weiter spricht, stockt Stech der Atem, denn sein Gegenüber sagt mit dunkler freundlicher Frauenstimme: " Wir treffen uns um elf Uhr im Café des Würth Museums. Wissen Sie, wo das ist?" Frank Stech ist völlig perplex. Und wieder

beschleicht ihn dieses Déjà-vu-Gefühl.

Der Mann spricht weiter, jetzt wieder mit Männerstimme: "Frank, kennst du mich wirklich nicht mehr?" "Nein", erwidert er. "Aber Frank, da hat dein alter Kommilitone aber keinen bleibenden Eindruck hinterlassen". Jetzt klingt die Stimme ein wenig hämisch und während er noch redet, setzt er mit demonstrativer Geste die Brille ab. Frank kennt das Gesicht, aber er kann es immer noch nicht einordnen. Und dann wird es ihm klar. Vor ihm sitzt Knut Eisele. Knut Eisele, der damals sein Tutorium besucht, aber nur quergetrieben und gegen ihn gestänkert hat. Knut Eisele, der Neider. Es darf nicht wahr sein. Da ist er eine Stunde halbtot vor Angst durch die Stadt geschlichen und trifft mitten in Schwäbisch Hall auf einen Exkommilitonen. "Seine Haare sind licht geworden", denkt Frank. Knut Eisele hat sich stark verändert. Früher hat er Vollbart getragen, jetzt Dreitagebart. Vor allem deswegen hat ihn Frank nicht erkannt.

Es ist wirklich eine uralte Geschichte. Die beiden sind sich damals im Oberseminar "Sprechererkennung" und dem dazugehörigen Tutorium begegnet. "Sprechererkennung - ein Anwendungsfeld der Phonetik" lautete das Seminarthema. Ein hartes Seminar ist es gewesen, denn bei der Sprechererkennung geht es um Verfahren zur stimmlichen Identifikation von Personen, beispielsweise im Rahmen von Gerichtsverfahren. Üben, üben, üben: mit viel Sprachlabor, Tonbandaufzeichnungen, aber auch Videoaufnahmen verschiedener Sprecher. Sie haben untersucht, warum Willi Brandt spricht wie er spricht, und warum Marcel Reich-Ranicki dies auf eben seine charakteristische Weise tut. Der Clou am Begleittutorium Frank Stechs war, dass er mit seinen Kommilitonen nach ausführlicher Stimmanalyse das Nachahmen dieser Stimmen geübt hat. Frank ist darin unfassbar gut gewesen. Seine Auffassungsgabe und das Wahrnehmen stimmlicher Charakteristika und vor allem deren Nachahmung sind genial gewesen. Zwar sind die Studenten des Tutoriums beim Nachahmen manchmal etwas überfordert gewesen und die meisten nicht eben zu meisterlicher Perfektion gelangt, aber es ist ein Heidenspaß gewesen. Einmal hat der Professor Frank Stech zu einem von ihm so genannten Arbeitsessen in seiner Villa eingeladen. Nach dem Dessert und nach einigen Gläschen Wein hat Frank die Marlene Dietrich gegeben, anschließend den Churchill und zuletzt Petra Kelly. Der Professor hat vor Lachen gebrüllt. Ihm sind die Tränen über die runzligen Backen gelaufen. "Stech, Sie sind

ein Genie", bemerkte er zwischen zwei Lachanfällen. Frank hat damals auch begonnen Freunde nachzuahmen - ließ es aber bald bleiben, als er überrascht feststellte, dass diese sich irgendwie ertappt und durchschaut fühlten.

Und jetzt sitzt er mit Knut Eisele an einem Cafétisch in der hohenloheschen Provinz, mit Knut Eisele, der ihn ständig bei den Kommilitonen als Streber und Kriecher denunziert hat. "Ein bisschen was ist ja vom Tutorium hängen geblieben, auch wenn ich mir sicher bin, dass Sabine W. eine ausgeprägte Sopranstimme hat", stichelt Frank Stech. Eisele lehnt sich zurück und schaut Frank ruhig an: "Frank, es wird Zeit, dass wir zum Eigentlichen kommen. Ich habe ein paar Anweisungen für dich." "Und wie komme ich dazu, diesen Folge zu leisten?", erwidert Stech ruhig. Der andere wird jetzt stinkig: "Du bist im falschen Theater, Frank Stech. Wir sind nicht im Tutorium und nicht du bist der Boss. Du hast bisher verdammt gute Gründe gehabt Kosminskis Aufträge zu übernehmen. Dieselben Gründe werden dich auch für uns arbeiten lassen. Und falls es dich interessiert: wir sind verdammt gut über dich informiert." Frank Stech ist blass geworden. Ihn schwindelt. "Habt ihr Kosminski etwa...?" Er spricht den Satz nicht zu Ende. "Rede keinen Unsinn, das ist nicht unser Stil. Kosminski ist quietschlebig, er verbringt gerade seinen Urlaub auf den Malediven, bei dessen Buchung wir allerdings etwas nachgeholfen haben. Fernab der Heimat kann er nicht mehr so viel Unsinn verzapfen, wie er es sich in letzter Zeit herausgenommen hat." "Und in wessen Auftrag arbeitest du?", fragt Frank Stech. "Wir sind ursprünglich die Auftraggeber von Kosminski in dieser Sache gewesen, wegen der du hier bist. Jetzt haben wir uns allerdings entschlossen, die Fäden selbst in die Hände zu nehmen." Frank denkt an die unklaren Anweisungen Kosminskis.

Und im Folgenden erfährt Frank Stech nach und nach, was eigentlich gespielt wird. Ein großes dreitägiges Kickerevent soll auf dem Marktplatz stattfinden, wobei die Treppe als Zuschauertribüne dient. Die Kicker zahlen Startgelder und es gibt neben Pokalen auch hübsche Preisgelder für die Gewinner, im Gesamtwert von 150 000 Euro. Das ist ein Vielfaches von dem bisherigen Höchstbetrag, der bei der Tischfußball-Weltmeisterschaft in Göppingen ausgezahlt worden ist. Die Veranstalter haben einige großzügige Sponsoren an Land gezogen und werfen mit dem Geld nur so um sich. Die Zuschauer verfolgen das Geschehen über eine Großleinwand: die Vorrunde und die Zwischenrunden in einer Konferenzschaltung,

das Endspiel und das Spiel um Platz drei werden in voller Länge übertragen. Auf dem Marktplatz hätte das Spektakel ein unvergleichliches Flair und gute Chancen ein Klassiker zu werden. Ein Teil des Gemeinderates sträubt sich noch etwas gegen die Treppe als Veranstaltungsort und das Ereignis muss notfalls in der Hagenbachhalle stattfinden. Das wird sich noch entscheiden. "Das hat Kosminski also gemeint, als er gesagt hat, es gehe um viel Geld", wirft Frank ein. "Kosminski hat gar nichts gemeint. Er hat nämlich so gut wie nichts gewusst, auch wenn er dir gegenüber vielleicht so getan hat. Aber zu den Preisgeldern kommt noch etwas hinzu und darauf kommt es vor allem an. Wir agieren nämlich im Hintergrund ebenfalls mit einem Event: einer gigantischen Zockerei." "Wie bitte?" Frank Stech ist fassungslos.

"In Berlin gibt es außer Kosminskis Kicker - Zockerclub noch zwei andere, die jeweils ihre Kickerasse haben. Einer davon sind wir. Und den von Kosminski haben wir uns durch freundliche Übernahme unterstellt. Und alle werden hier sein, sowohl die Hinterzimmerkicker als auch andere handverlesene Leute, die scharf auf illegale Wetten sind." "Habe ich richtig verstanden: die Kickerzockerszene Berlins macht einen Familienausflug mit Anhang nach Hall, beteiligt sich an einem Turnier und eröffnet im Hintergrund so eine Art Wettbüro", unterbricht Frank Stech. "So könnte man sagen." "Aber das ist doch total durchgeknallt. Warum zocken die nicht einfach weiter in ihren Berliner Hinterzimmern?" Frank Stech ist fassungslos. Knut Eisele grinst. "Frank, du bist viel zu vernünftig. 'Events' sage ich nur, Events sind heutzutage angesagt, auch bei der Halbwelt. Und Events sind oft genug verrückt. Diese ganze Welt ist verrückt". "Um welche Geldbeträge geht es denn eigentlich bei dieser Zockerei?", will Frank Stech wissen. "Was glaubst du, was du Kosminski eingebracht hast, als du mit dem Russen gekickert hast?", antwortet Eisele mit einer Gegenfrage. Frank Stech überlegt: "Ich habe 400 Euro gekriegt. Ich schätze mal, Kosminski hat das Zehnfache eingestrichen." "Oh, Frank Stech, wo lebst du eigentlich? Du hast Kosminski sage und schreibe 10 000 Euro in die Tasche gekickert." Frank Stech wird schwindlig. Jetzt versteht er, dass es um sehr viel Geld gehen wird.

"Und welche Rolle spiele ich dabei?" will er jetzt wissen. "Du bist unser Goldesel. Wir gehen davon aus, dass du der Star des Turniers bist. Mit dem zusätzlichen Vorteil, dass niemand von dir weiß. Der Russe, den du geschlagen hast, hat uns sofort

berichtet, wie gut du bist. Daraufhin haben wir ihm sofort ein Schweigegebot auferlegt. Und Kosminski haben wir postwendend verboten mit dir weiterzuarbeiten und ihn beauftragt dich erst mal auf deine berühmte Treppenreise zu schicken." "Und warum habt ihr mich nicht gleich eingeweiht, lasst mich erst nach Salzburg reisen und dann völlig kopflos in Hall herumrennen. Was soll das eigentlich?" Eisele grinst: "Hat doch gut geklappt. Du warst eine erstklassige Marionette und hast ausgezeichnet den Idioten gegeben." Knut Eisele schaut ihn amüsiert an. Frank bleibt der Mund offen und ahnt Schlimmes. Er muss Luft holen, bevor er es ausspricht: "Und die Sache mit dem Brief von Sabine W. War das etwa auch deine Idee?" "Du kapiert ja plötzlich ganz schnell. Sabine W. jedenfalls würde aus allen Wolken fallen, würde sie etwas von diesem Schreiben erfahren. Und sie würde Aimee B. die Augen auskratzen, wenn diese nicht in diesem bedauerlichen Zustand wäre." "Und Aimee B.s Sturz: war dann der Höhepunkt deiner Gags?", wirft Frank Stech entsetzt ein. Jetzt wird Knut Eisele ernst: "Hör mal, Frank, dass wir beide uns nicht gerade lieben, das wissen wir. Aber mit Aimee B.s Sturz habe ich nichts zu tun, verdammt noch mal. Da ist irgendwas anderes gelaufen." "Und das soll ich dir jetzt einfach mal glauben?" Frank hat seine Zweifel. Wütend fährt er fort: "Und der einzige Grund, dass du mich tagelang so im Dunkeln tappen lässt, ist deine billige Rache wegen Dingen, die zwanzig Jahre zurückliegen!" "Nicht ganz. Ich hatte Anweisung vom Chef. Er wollte dich zappeln lassen und deine Belastbarkeit testen. Ist ja auch kein Pappenstil, was vor dir liegt. Aber ich gebe gerne zu, dass ich meinen Spaß dabei hatte." Und dann berichtet ihm Knut, wie er die Sache mit Aimee B. eingefädelt hat. Er hat sie am Tresen einer Bar kennen gelernt und sofort ihren Hang für Theatralisches erkannt. Aimee B. s Leben sei ein einziges Drama, meint Knut, wenn auch ein eingebildetes und selbst inszeniertes. Ständig hängt sie mit der Schauspieltruppe zusammen, verliebt sich jährlich unsterblich und wenn die Saison vorüber ist, bleibt Aimees gebrochenes Herz zurück. "Aimee B. gehört zu den Leuten, die so viel schmerzliche Sehnsucht in ihrer schmachtenden Brust tragen, dass ich der sogar zutraue, dass sie sich von der 3. Etage gestürzt hat, nur um mal eine Tragödie live zu erleben", beendet Eisele sarkastisch seine Ausführungen. "Der sympathischste Zug an dir ist der, dass du überhaupt kein Zyniker bist", kommentiert Stech trocken und denkt nach. Soll er das glauben? Das Schreiben ist ja tatsächlich völlig absurd gewesen. Und wieder fällt ihm Aimées Satz ein: "Ich wusste, dass es Sie wieder zu dieser Treppe zurückziehen würde, früher oder später kommen Sie

alle hierher zurück." "Wer so etwas sagt, der muss doch wirklich eine Macke haben", denkt Frank Stech.

"Und was soll ich jetzt eigentlich hier, doch nicht etwa Urlaub machen?" "Nein, du wirst gleich morgen an die Arbeit gehen. Willst du zuerst die Pflicht hören oder zuerst die Kür?" "Zuerst die Pflicht." " Aufgabe Nummer 1: Morgen kommen zwei Sparringspartner für dich. Mit denen wirst du gleich dein Trainingsprogramm beginnen", beginnt Knut Eisele und stellt eine Tasche auf den Tisch. "Zweitens: In dieser Tasche ist einiges an wichtigem Material, z.B. Videobänder, auf denen du die besten Kicker unseres Konkurrenzclub beim Spielen bewundern kannst. Schau sie dir genau an und überlege dir, wie du sie auskontern kannst. Wir wissen zwar nicht, wann und ob ihr im Turnier aufeinandertreffen werdet. Aber im Falle eines Falles wird dann die Kohle besonders lustig in der Kasse klimpern. Das Ganze gibt es auch noch auf DVD. Benutze, was dir mehr liegt. Nimm deine Gegnerstudien bitte ernst. Es war eine Schweinearbeit und hochriskant das Material auf die Bänder zu kriegen. Ansonsten möchten wir, dass du einige Ausflüge nach Crailsheim und Öhringen unternimmst. Dort gibt es 2 Kickervereine. Nimm dort gelegentlich an deren Training teil. Abwechslung schadet nicht. Das ist Aufgabe Nummer 3." "Wo soll ich eigentlich trainieren?" wirft Frank ein. Als hätte er darauf gewartet, schiebt ihm Eisele einen Schlüsselbund mit Adressenanhängern rüber. Dort triffst du auf ein abseits gelegenes, durch Bäume und Büsche abgeschirmtes Haus. Neugierige Nachbarn sind dort kein Problem. Dir stehen dort ein Kickerraum und die entsprechenden Geräte für die Bänder zur Verfügung. Ansonsten bleibst du weiter als Tourist in deinem Hotel wohnen." "Und die Kür?" Eisele grinst. "Ich habe meinem Chef erzählt, dass du ein ausgezeichneter Stimmenimitator bist. Das hat ihn gleich hellhörig gemacht. In der Tasche ist eine Tonkassette mit ausführlichen Stimmenaufnahmen. Mein Chef will demnächst eine Kassette in Händen halten, auf der eine Kostprobe deiner Imitationskünste zu bewundern ist." "Und wozu denn das?", fragt Frank konsterniert. "Du musst nicht alles wissen", entgegnet Eisele. Dann schiebt er ihm ein dickes Kuvert über den Tisch. Frank Stech reißt es auf. Soviel Geld hat er schon lange nicht mehr besessen.

7. Kapitel: Ilse Burkert-Sauer

Hier bin ich wieder, ich der Ich-Erzähler des Beginns, als Mann, als Frau und bleib

doch, was ich bin, ein Narr und Schelm der ersten Stunde. Zu lange saß ich denkend im Cafe´, zu oft bin ich als „Frau mit Hund“ spaziert, jetzt ist es Zeit zu helfen, wo ich kann, als „Frau mit Hund“, dem Mann mit Tatendrang. Frank Stech, halt durch, ich komme!

Das Haus ist genauso, wie Aimee es mir beschrieben hat. Unscheinbar, von einem verwilderten Garten umgeben, liegt es leicht versetzt unterhalb einer stattlichen Fachwerkvilla und dem Hotel Hohenlohe.

Das Gartentor ist nur mit einem Häkchen versehen. Ein Griff über den Zaun und es ist offen. Ich trete ein, löse Leo die Leine vom Halsband und beobachte, wie er sich voller ungenutzter Energie im hohen Gras tollt. Er schnuppert begierig. Ich sehe mich um. Das Gras, die Sträucher, die Bäume – ein Traum und ein ideales Versteck für eine Berliner Zockertruppe. Aus der Ferne höre ich das 12-Uhr-Geläut der Michaelskirche.

„Leo?“

Er steht hechelnd vor der Terrassentür. Wahrscheinlich hat er Durst. Ich gehe zurück, wandere um das Haus zur Vorderseite. Schnell krame ich in meiner Handtasche und ziehe Aimees Handy heraus. Ich schüttle es. Nichts. Der Schlüssel muss da sein, schließlich war sie nur deshalb ins Globe gekommen, um ihn mir nach Probenende zu übergeben. Ich kenne doch Aimee. Ich drehe das Gerät um und schiebe das Einlegefeld für den Akku auf. Da ist er, unterhalb des Akkus, in einer zusätzlich angebrachten Vertiefung, also doch.

Zu meiner Überraschung steht die Eingangstüre einen spaltbreit offen. Ich zögere, lausche konzentriert, aber kein ungewöhnlicher Laut dringt zu mir durch. Vorsichtig drücke ich die Türe auf und trete ein. Im dem Flur schlägt mir eine Welle aufgestauter Wärme entgegen. Die Wände sind unter vergilbten Fotografien, Texten, eingerahmten Zeitungsberichten und Eintrittskarten kaum mehr zu erkennen. Auf einem Bild entdecke ich eine Szene aus Schillers Räuber. Vorsichtig setze ich einen Fuß vor den anderen. Am Ende des Flurs befindet sich die Küche. Wenn sich hier jemand aufhält oder aufgehalten hat, werde ich es dort sofort bemerken. Angebrochene Flaschen, Essensreste, irgendeine Spur zeigt sich immer. Mit der Fußspitze stoße ich die Türe auf. Die Küche ist klein und mit abgenutzten Einbauschränken aus den 60iger Jahren ausgestattet. Die Spüle scheint unbenutzt. Offensichtlich sind die Berliner noch nicht eingetroffen. Ich fülle eine herumstehende

Schüssel mit Wasser, öffne die Terrassentür und stelle sie meinem wartenden Leo vor die Schnauze. Er schlappert kurz, dann rennt er davon.

Langsam gehe ich in den Flur zurück und bleibe dicht vor einer anderen Schwarz-Weiß-Aufnahme stehen. Könnte eine Szene aus Nathan der Weise darstellen, doch ich bin ich mir nicht sicher. Plötzlich bellt Leo aufgeregt, als wolle er einen Eindringling vertreiben.

„Leo, benimm dich!“, gebe ich Kommando, doch er hört nicht. Immer wieder stößt er mit dem Kopf gegen eine abgestoßene Holztüre am anderen Ende des Flurs.

„Was ist denn?“

Ich kenne meinen Hund. Grundlos macht er keinen solchen Aufstand. Ich taste kurz nach meinem Klappmesser. Es steckt sicher in meiner Socke. Ich lege meine Hand auf die Türklinke und drücke sie langsam nach unten. Leo schießt kläffend an mir vorbei und jagt eine alte Stiege hinunter. Ein markerschütternder Schrei dröhnt zu mir herauf und lässt mich verharren. Einmal mehr verfluche ich das lästige Schuhwerk an meinen Füßen. Angestrengt drücke ich mich gegen die Wand und schleiche über die Stufen leise nach unten. Ein Wahnwitz mit diesen Treppen. Früher oder später werden sie meinen Untergang einläuten.

„Hau ab, du Köter! Verschwinde!“

Die Szene vor mir hätte selbst Zadek nicht besser inszenieren können.

Ein mir völlig unbekannter Mann sitzt - wie Hugo von Hofmannsthals „Jedermann“ auf seiner Schatzkiste - mit hochgezogenen Beinen mitten auf einem Kickertisch, in einer Hand ein Bündel Euroscheine von sich streckend und mit der anderen hektisch bemüht, Leo einen weiteren Hunderter unversehrt wieder aus dem Maul zu reißen.

„Wer sind Sie? Und was zum Teufel machen Sie hier?“

„Ich? Ich heiße Frank Stech und ... - Pfeifen Sie doch mal diesen Köter zurück!“

„Das ist ein Rhodesian Ridgeback“, stelle ich zur Sicherheit klar, rufe Leo an meine Seite und nehme ihm den Geldschein aus dem Maul.

„Die Dame mit Hund!“

Er mustert mich vom Kopf bis zu meinen neuen Sandalen. Doch anstatt vor Angst zu zittern, muss ich mir das Lachen verbeißen. Aus welchem Irrenhaus dieser Mensch auch immer entsprungen sein mochte, in diesem Keller hatte er überhaupt nichts zu suchen. „Raus mit der Sprache! Was wollen Sie hier? Oder ...“ Ich schwinde ausladend mit der Leine herum, was mir im Moment am effektivsten erscheint. Leo jault gehorsam. „Kickern. Ich muss doch. Verdammte Scheiße, hört das denn hier nie

auff!“. Der Mann hat Talent fürs Theater. Dieser Verzweiflungsausbruch jedenfalls ist absolut bühnenreif.

„Und Sie? Was wollen Sie eigentlich von mir? Die ganze Zeit verfolgen Sie mich schon mit Ihrem dämlichen Köter? Mit wem stecken Sie jetzt unter einer Decke?“ Seine Blicke treffen mich, als wolle er mich damit aufspießen.

„Ich verfolge überhaupt niemanden, und das ist Leo und kein dämlicher Köter. Jetzt beruhigen Sie sich.“ Inzwischen kenne ich begnadete Schauspieler auf der Bühne und im realen Leben, aber dieser Mann spielt keine Rolle, er steht kurz vor einem Kollaps. „Wollen Sie nicht mal von diesem Kickertisch steigen? - Leo, Platz!“

Artig folgen beide meinen Anweisungen.

„Nun. Ich bin gespannt! Erzählen Sie, Herr Stech.“

Er stottert, murmelt wirres Zeug in sich hinein, bevor ich wirklich beginne zuzuhören. Nach einigen Minuten muss ich mich auf einen der herumstehenden, verstaubten Kellerstühle setzen. Das ist er also, jener geheimnisvolle, anonyme Zettelautor aus dem Marktcafé. Da zerbreche ich mir den Kopf, wo ich ihn auftreiben könnte, und jetzt sitzt er vor mir auf einem Kickertisch. Ist das nicht verrückt? Shakespeare hätte begeistert in die Hände geklatscht. Stech berichtet von Berlin, Kosminski, seinem geheimen Auftrag, dem Kickerturnier sowie Knuts geplanten Wettbetrügereien und dass er letztlich nur verschaukelt wird. Er holt sich ebenfalls einen Stuhl. Leo ist nach oben in den Garten verschwunden.

„Wäre es nicht bitterer Ernst, würde ich ein Theaterstück daraus machen!“

„Lieber nicht. Das checkt doch keiner! Und mir steht's hier!“

Phonetikstudent, Lebenskünstler, letzten Endes ein armer, enttäuschter Romantiker, also absolut harmlos. Vielleicht kann ich ihm noch ein paar Informationen entlocken, schließlich kennt er Kosminski. .

„Sie haben erwähnt, dass Ihnen Aimee eine Liste auf der Treppe übergeben hat. Haben Sie die noch?“ Ich sehe ihn fragend an. Tiefes Blau blitzt mir entgegen.

„Die hab ich in den Müll geschmissen. War ja eh nur Schwachsinn. Eine Requisitenliste und eine Aufzählung voller Schauspielernamen von 1925!“

„Was sagen Sie da?19-25?“ Er nickt verständnislos.

„An wen war das Schreiben adressiert und wessen Namen stand darunter?“ Meine Gehirnzellen rasen.

„Na, unterzeichnet war es von einer Sabine W. und, warte, ja, es sollte für einen Herrn L. sein. Aber Knut schwört, dass diese Sabine überhaupt nichts davon weiß.“

Das ist es. Endlich! Warum bin ich nicht selbst daraufgekommen? Sabine und Herr L., Martin Lottermann, mein Junker Christoph aus meiner Theatergruppe! Klar. Jetzt passt alles zusammen. Zu dumm, dass Aimee nicht mehr da ist. Sollte ich Frank Stech...

„Kommen Sie, wir müssen etwas überprüfen!“ Ich stehe entschlossen auf. Frank bleibt sitzen. „Leo!“, brülle ich so laut, dass Stech erschrocken hochschießt und sich neben mich stellt.

„Wollen Sie das Geld nicht mitnehmen?“, frage ich, während ich Aimees Handy aus der Tasche ziehe und eine Nummer eintippe. Frank Stech bückt sich und sammelt die angefeuchteten Geldscheine ein.

„Ja, bitte dringend ein Taxi zum Hotel Hohenlohe. Gut!“

„Das Handy kenne ich. Es gehört der Frau, die im Globe verunglückt ist. Was haben Sie eigentlich vor?“

Ich spüre seinen Widerstand, habe jetzt aber überhaupt nicht die Zeit für längere Diskussionen und Erklärungen. Ich bücke mich.

„Wir müssen los, Herr Stech, bitte“, flüstere ich ihm ins Ohr und lasse mein Klappmesser vor ihm aufschnappen. „Ich erkläre Ihnen alles später.“ Leo bellt oben an der Kellertreppe.

Keine zehn Minuten später stehen wir vor dem Eingang des Hotels Hohenlohe. Ein Taxi fährt vor. Ich lege Frank Stech meinen Arm um die Taille und lächle ihn an, als wären wir ein innig verliebtes Pärchen. Leo springt zuerst in den Wagen, ich schiebe Frank hinterher.

„Zum Marktplatz!“. Schnell lasse ich das Messer wieder in meiner Tasche verschwinden.

„Sind Sie nicht die Regisseurin vom Globetheater? Schrecklich, was mit dieser Zuschauerin geschehen ist.“ Der Taxifahrer sieht mich erwartungsvoll an, gerade so, als müsse ich ihn für sein überdurchschnittliches kulturelle Interesse loben.

„Oh, ja. Das tut mir auch sehr Leid.“, antworte ich höflich, denn er braucht wirklich nicht zu wissen, dass ich nur bei den Festspielen für Shakespeares „Was Ihr wollt“ Regie führe und Aimee meine Kollegin ist.

Am Marktplatz angekommen, muss ich meine beiden Begleiter mit Nachdruck aus dem Taxi befördern. Leo liebt Autofahren mehr als jeden Hundeknochen und Frank Stech scheint alles egal zu sein. Ich greife in seine Jackentasche und hole ein paar Geldscheine heraus. „Stimmt so!“

„He, das geht doch nicht.“ Aha, schon war er wieder im realen Leben. Ich ziehe Leo vom Vordersitz und eile los. Frank Stech folgt mir, natürlich, an der Michaelskirche entlang zum Marktplatz. Die Treppe liegt in der prallen Sonne. Ein großgewachsener Mittvierziger versucht verzweifelt, Urkunden und Preise eines Stadtquiz an eine johlende Kinderschar zu auszuteilen. Vor der Balustrade des Rathauses bleibe ich stehen. Leo macht Platz.

„Herr Stech, tut mir Leid, dass ich etwas rüde war. Aber ich brauche Ihre Hilfe.“ Frank holt sich gelangweilt eine Schachtel Zigaretten aus der Jackentasche und spielt mit dem Zellophanpapier.

„Ich bin nicht die „Frau mit Hund“, die Sie kennen. Ich will Ihnen helfen.“

„Wissen Sie, egal wer Sie sind, alle verarschen mich hier. Ist doch egal!“ Er steckt die Zigaretten wieder ein.

„Ich beweise es Ihnen.“ Erneut nehme ich Aimees Handy zur Hand und tippe eine Nummer. Es rauscht in der Leitung.

„Knut Eiselen. Was gibt's?“

„Hier spricht die Event-Agentur van Dörflein. Herr Eiselen, Sie haben einen Starter bei unserem Kickerturnier gemeldet. Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass das Turnier nicht stattfinden kann, da die Pflastersteine auf dem Marktplatz erneuert werden müssen.“ Trotz eines „Hä??“ beende ich das Telefonat.

Frank sieht mich überrascht an. „Woher kennen Sie die Nummer von Knut?“

„Ich weiß wirklich mehr, als Sie glauben. Vertrauen Sie mir. Welche Jahreszahl haben Sie vorhin genannt?1925?“

Frank nickt.

„Also, gehen wir. Erst bis zur 19. Dann bis zur 25. Stufe. Für die Festspiele haben wir die Treppe sozusagen aufgerastert. Die Zahlen benennen die Stufen, die Namen und Großbuchstabe das Feld, auf welchem der entsprechende Schauspieler zu Beginn der Szene stehen sollte“

„Und was suchen wir dort?“

Ich zucke die Achseln. Aber ich bin mir sicher, dass wir etwas finden. Ich nehme Leos Leine und marschiere los. Leo schnüffelt. Frank scheint ebenfalls neugierig geworden zu sein. Mit großen Schritten stürmt er die ersten Stufen hinauf. Ich fange an zu zählen. Natürlich! Das orange Telefon, der baseballbemützte Rathaustechniker. Klar. Unter diesen Stufen verlaufen sämtliche Versorgungskabel, die bei den Veranstaltungen benutzt werden können. Ich würde am liebsten einige

der Stufen überspringen, um Frank einzuholen, aber in meinen Schuhen käme dies einem Selbstmord gleich. Auf der 19. Stufe wartet Frank geduldig auf mich.

„Und wonach suchen wir jetzt?“

„Steckdosen. Oder lose Steine, die einen Zugang zu den darunter befindlichen Kabeln ermöglichen. Da! – Leo hat etwas gefunden.“ Ich gehe weiter zu der Stelle, an welcher mein Hund angeschlagen hat und setzte mich, völlig beiläufig, auf den grauen Steinabsatz. Ich streiche Leo über das Fell, während meine Augen konzentriert jeden Zentimeter neben ihm absuchen. Langsam fahre ich mit der Hand über die Oberfläche der Stufe, befühle jede Unebenheit. Plötzlich bleiben meine Finger hängen. Ich taste erneut, fühle wie sich an der Innenseite der Stufe eine lange Ritze abzeichnet.

„Hier, ich glaube, wir haben es!“, flüstere ich Frank zu, der mir interessiert beobachtet. Er bückt sich ebenfalls. „Schuhe!“, hauche ich und deute mit den Augen nach unten. Frank hat verstanden. Er greift zu seinem rechten Halbschuh und löst die Schubänder, wobei er meine Hand nicht aus den Augen lässt. Inzwischen habe ich meine Fingernägel in die Ritze gebohrt. Ich drücke, schiebe und plötzlich spüre ich etwas aufspringen.

„He, was ist denn das?“, posaunt Frank lauthals heraus, so dass ich ihm leider den Absatz meiner Sandale gegen das Schienbein donnern muss.

„Ahhh, was soll ...“

„Ich helfe dir mein Schatz“, unterbreche ich ihn schnell, da sich schon ein paar Leute nach uns umgedreht haben. Ich drehe mich und streiche über Franks Knie. Meine Augen sind auf die Treppe fixiert. Tatsächlich. Hinter einer quadratischen, ungefähr zwanzig Zentimeter großen Abdeckung befindet sich ein offener Schacht. Verschiedenfarbene Kabelstränge ziehen sich dort vorbei. An einer Stelle ist ein schwarzes Kästchen befestigt, an dessen Vorderseite ein rotes Licht neben einer digitalen Zeitanzeige rhythmisch flackert. 21.06.2006. 16.00. Ich hatte es geahnt!

„Eine ...“, Frank ist sprachlos.

Ich bejahe mit einem Zwinkern und schließe die Abdeckung wieder.

„Wir müssen hier weg!“

„Mein Zimmer ist drüben am Markcafe““. Ohne ein weiteres Wort gehen wir die Stufen wieder hinunter, doch ich weiß, dass ich Frank Stech noch einiges zu sagen habe.

Stechs Hotelzimmer ist klein und gemütlich, nur in der Luft hängt abgestandener

Zigarettenqualm. Er stellt erst sich, dann mir, einen Schnaps auf den Tisch. Wir trinken zusammen. Leo habe ich unten bei der Terrasse angebunden, da Hunde im Hotel unerwünscht sind.

„Frank, kennst du die Viola in Shakespeares „Was Ihr wollt“?“

„Du meinst, die, die sich ständig als Mann verkleidet?“

„Genau die. Und hier die umgekehrte Version.“ Mit einem schnellen Griff nehme ich mir die Langhaarperücke vom Kopf, ziehe anschließend meine Bluse aus und wische mir damit mehrmals über das geschminkte Gesicht.

„Ah, tut das gut. Dieser BH bringt mich noch um.“ Mit etwas Mühe enthake ich meine BH-Spezialanfertigung, mehrfach verstärkt und mit fest eingenähten Silikonpolstern versehen, und lasse sie auf Franks Bett fallen.

„Ich will die Karten auf den Tisch legen.“

In Franks Augen zeichnet sich ein erster Funke von Wahnsinn ab. Er stiert mich an, als wäre ich eben vom Mars gefallen. Nervös fingert er sich einen weiteren Glimmstängel aus der Hosentasche und zündet ihn an.

„Ich heiße Markus Olson und arbeite für Interpol, Spezialeinheit zur Verhütung von Anschlägen auf kulturelle Großereignisse, kurz : SE-VAkG. Aimee Bechstein ist meine Kollegin. Wir sind seit mehreren Monaten hier in Schwäbisch Hall als verdeckte Ermittler im Einsatz: Ich als Regisseurin bei den Theater-Festspielen und Aimee in der Event-Agentur van Dörflein.“

„Van Dörflein, mit denen hab ich doch auch schon telefoniert?“ Die Zigarette in Franks Fingern zittert nicht geringer als seine Stimme. „Und die Nummer von einer Sabine W. war auch noch auf Aimees Handy.“ Er starrt mich immer noch fassungslos an, als wüsste er nicht mehr, was Männlein und Weiblein sind.

Ich befreie mich von dem lästigen Haarband und schüttele kurz den Kopf.

„Eins nach dem anderen. Sabine Wiegert ist die höchstbezahlteste Shakespeare-Darstellerin, die ich kenne. Eine Diva, der ganz besonderen Art. Sie ist wirklich der Dreh- und Angelpunkt. Sie war von der verantwortlichen Regisseurin für die Rolle der Olivia in der diesjährigen Shakespeareinszenierung bei den Festspielen vorgesehen. Wir beobachten sie schon seit drei Jahren, schließlich ist es mehr als ein Zufall, dass an zwei ihrer letzten Spielorte am Tag der Premiere Anschläge verübt worden sind. In Wien mussten wir einen Großbrand im Theater löschen und in München stürzte einer Tribüne bei den Freilichtspielen ein. Als wir von ihrem Engagement hier in Schwäbisch Hall Wind bekamen, haben wir uns eingeschaltet. Der echten

Regisseurin flatterte ein verlockendes Angebot aus Salzburg auf den Tisch und seitdem schlage ich mich mit den Schauspielern an herum.

„Nebenbei, Sabine Wiegert, heißt mit Mädchennamen Kosminski.“

Frank hustet.

„Das war die letzte Information, die mir Aimee weitergeben konnte. Über die Organisation des Kicker-Contests ist sie auf den Namen Kosminski in Berlin gestoßen, der ungewöhnlich viele Zimmerreservierungen hier vorgenommen hat. Sie hat weiter geforscht und herausgefunden, dass unsere Sabine Wiegert dessen Tochter ist.“

„Aber Knut hat doch gesagt, dass ...“

„Dein Studienkollege Knut Eisele kennt eben auch nur die halbe Wahrheit. Er steht bei der Berliner Soko für Organisiertes Verbrechen unter den top ten der Wettbetrüger, aber das ist nicht mein Ressort. Mein Job ist es, Anschläge aufzuspüren und zu vereiteln. Und du hast mir das entscheidende Puzzelstück gegeben, das mir noch gefehlt hat.“

„Ich, wieso? Ich hab mit dem allem überhaupt nichts zu schaffen“ Frank zieht hektisch an seinem Glimmstängel.

„Leider gab es eine unerwartete Komplikation. Sabine hatte sich nach wenigen Wochen derartig mit den Verantwortlichen der Stadt in den Haaren, dass sie ihr gekündigt haben. Um unsere Tarnung nicht auffliegen zu lassen, blieb Aimee und mir nichts anderes übrig, als unsere Rollen weiter zu spielen. Zurecht! Die Aktion ist längst am Laufen. Mit dem Auftauchen deines Studienkollegen Knut hatten die Kosminskis ebenso wenig gerechnet, wie mit Sabines Abreise. Alles Abblasen? Nein, nicht Sabine. Kosminski hat Knut von dir und dem Kickerturnier erzählt, und angedeutet, dass es ein Spaß wäre, dich herumzuscheuchen. Knut hat angebissen und die Kosminskis hatten ihren Postboten. Sie haben zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Kosminski konnte bei Knut punkten und Sabine hatte die Möglichkeit, die entscheidenden Details an Lottermann weiterzureichen, der ihr noch immer wie eine Klette an der Wespentaille hängt. Früher oder später hättest du Herrn L. gefunden. Du bist zu kalkulierbar.“

„Ich bin einfach zu bescheuert, ...“ Frank bläst kopfschüttelnd den Rauch aus.

„Jetzt bin ich mir absolut sicher, dass sich Kosminski und seine Tochter in Hall aufhalten. Aimees Auftrag bestand darin, sich in Sabines Vertrauen zu schmeicheln und damit an Informationen heranzukommen. Das ist ihr gelungen. Nach Sabines

Abreise sind sie in Kontakt geblieben und Aimee wurde angewiesen, dir diese Kopien auszuhändigen. Aber Aimee ist intelligent. Plötzlich wusste sie, was die beiden geplant hatten.“ Ich tippe mir mehrfach mit der Hand an die Stirn. „Jetzt ist mir auch klar, warum mein tugendhafter Junker Christoph von Bleichenwang, alias Martin Lottermann, erst nach Eintreffen des Notarztes wieder auf der Bühne erschienen ist. Er hat sie im Auftrag der Kosminkis von der Galerie gestoßen.“

„Ich glaub das alles nicht!“

„Aber du hast gesehen, was ich gesehen habe. Die Bombe tickt. 21. Juni, 16 Uhr, das ist der Tag ...“

„... des Kickerturnier- Finales,“

„... - und ein Tag vor der Premiere von „Was Ihr wollt“.

Frank lacht trocken auf. Er zieht nochmals an seiner Zigarette, drückt den verbliebenen Stummel im Aschenbecher aus, als würde er eine Kakerlake zerquetschen.

„Meinst du, Knut und seine Truppe wetten ein paar Tausender auf meinen Arsch und die anderen wollen mich mitsamt dem Kickertisch in die Luft jagen?“

„... oder mich und meine Premierenaufführung.“

Unsere Blicke treffen sich erneut. Frank ist kreidebleich. Er hat soeben tatsächlich begriffen, in welcher Gefahr wir und ganz Hall schweben.

„Verdammt!“ Frank schlägt sich so vehement auf die Oberschenkel, dass ich zusammenzucke. „Jetzt hab ich die Schnauze endgültig voll. Was glauben die eigentlich, was die noch alles mit mir treiben können? Okay, du hast mir bei Knut Luft verschafft, ich werde mit dir zusammen arbeiten. Was kann ich tun?“

Diesmal bin ich derjenige, der überrascht die Augen rollt.

„Ich will Sabine Wiegert und Martin Lottermann!“

Frank stöhnt auf, füllt sein Glas noch einmal und holt sich eine neue Zigarette.

Mit dem Finger deutet er auf meine Tasche. Ich gebe sie ihm. Er holt Aimees Handy heraus.

„Gib mir mal die Nummer von deinem Schauspieler.“

Ich muss kurz überlegen, dann sage ich ihm die Ziffern von Martin Lottermann vor.

„Hallo Martin. Ich bin jetzt doch früher zurück. Ich muss dich unbedingt sprechen. Ja? Natürlich, natürlich. Heute Abend um 22.Uhr im Hospitalhof. Natürlich. Tschau!“

Frank gab mir ungerührt das Handy zurück.

„Das war ja die Stimme von Sabine Wiegert. Fantastisch!“

„Irgendwas muss ich ja auch können.“

„Ich muss jetzt ins Globe zu meiner Truppe.„*Leute von solcher Beständigkeit sollte man auf die See schicken, damit sie alle Dinge treiben und nach allen Winden steuern müßten, denn wenn man nicht weiß, wo man hin will, so kommt man am weitesten.*“ Diesen Narrenspruch ist mir inzwischen so vertraut, wie meine eigene zweite Haut. Grinsend zwänge mich wieder in meinen Spezial-BH.

„Also, bis um zehn heute Nacht im Hospitalhof. Du kommst doch?“

Frank zuckt nur mit den Schultern und beobachtet, wie ich meine Haare zurückbinde und die Langhaarperücke darüber schiebe.

„Ach, wo kann ich mich hier frisch machen?“

„Markus, warte. Ich geh mit. Ich muss jetzt was essen.“

8. Kapitel: Karin Schick

„Scheiße, jetzt hab ich doch glatt meine Theaterunterlagen im Haus liegen lassen.“ Die Frau mit Hund, alias Markus Olson, flucht und zupft umständlich an ihrer bzw. seiner Langhaarperücke. „Nützt nichts, ich muss zurück.“

Frank hat ohnehin nichts Besseres zu tun. Das Essen kann warten. Und vielleicht kickert er doch ein paar Runden. Im Laufschrift durchqueren sie Schwäbisch Hall. Frank keuchend, Leo, der Rhodesian Ridgeback, voller Freude.

Als sie das alte Haus, zu dem sowohl Markus Olson als auch Frank den Schlüssel haben, betreten, verschwindet Markus mit seinem Hund in einem der Zimmer im ersten Stock. Er ruft Frank, der unschlüssig im Gang steht, unfreundlich zu: „Jetzt geh endlich. Ich hab noch zu tun. Wir sehen uns heute Abend.“

„Auch gut“, denkt Frank, „Ich hab eh grad keine Lust auf Kickerübungen.“ Er kommt gar nicht auf die Idee, zu protestieren. Beim Undrehen lässt er seine Blicke über die mit Bildern und Zeitungsausschnitten beklebten Wände gleiten. Die hatte er beim ersten Mal gar nicht beachtet. „Kein Wunder“, denkt er, „so verstaubt wie das hier ist, da erkennt man doch überhaupt nichts mehr“. Dann erregt doch etwas seine Aufmerksamkeit. Ein vergilbtes Papier, das aussieht, als ob es erst kürzlich abgestaubt wurde. Er schaut es sich genauer an. Es handelt sich um ein altes Bild, das von der Premiere der Jedermann-Aufführung 1925 in Salzburg stammen könnte. Frank reißt es ohne zu zögern von der Wand und dreht es um. Gebannt versucht er die in krakeliger altdeutscher Handschrift geschriebene Widmung zu entziffern: „In Liebe. Maria.“ Und weiter unten: „Früher oder später kommen sie alle hierher zurück.“ Hastig befestigt er das Papier wieder an der Wand. Er möchte nichts mehr sehen. Nichts mehr versuchen zu verstehen. Nichts mehr denken.

Als er schließlich das Haus verlässt, ist alles ganz still. Bis auf das entfernte Summen einer Biene oder Wespe.

Unbewusst steuert Frank direkt die Treppe an. Er möchte sich setzen und von der Welle verschlungen werden.

Plötzlich sieht er sich umringt von einer Schar kleiner Jungs: „Wissen Sie, wie alt die *Neue Straße* und der *Neubau* sind?“ Frank hat so etwas wie ein Déjà-vu. „Ja, hört denn dieses blöde Quiz niemals auf?“ murmelt er vor sich hin, bevor er sich

aufrichtet. Dieses Mal reden die Jungs bayerisch und dieses Mal hat der kleine Dicke ein Eis in der Hand. Stift und Papier trägt der mit der Brille. Die Jungs fangen an zu kichern als sie in Franks gerötetes Gesicht schauen.

„Mensch, Kevin, pass doch...!“ Der kleine Dicke versucht noch, sich an seinem Nachbarn festzuhalten bevor er mit seinem Eis Frank direkt in die Arme fällt.

„Das gute Schokoladeneis“, jammert er. Frank entgegnet unwirsch: „Und meine Hose? Wer reinigt mir die?“ Erschrocken rappelt sich der Junge auf. Frank wischt sich die Hose verärgert mit einem Taschentuch sauber.

In dem Moment piepst sein Handy: SMS. Frank zuckt zusammen. Er ist schreckhaft geworden in den letzten Tagen.

Der mit der Brille wagt noch mal einen Vorstoß: „Und – können Sie uns jetzt sagen, wie alt die *Neue Straße* ist?“

„Jetzt haut endlich ab!“ Frank brüllt. Er wedelt dazu mit den Händen, als ob er ein paar lästige Fliegen verscheuchen wollte. Lästig, ja das sind sie ihm, die Kinder. Mit zitternden Fingern zieht er sein Handy aus der Tasche und liest die SMS. Entwarnung! Es ist nur Marion. Marion, seine Ex, die ihn vor ein paar Wochen einfach so verlassen hat. Warum hat sie ihn eigentlich verlassen? Wegen seiner Ruhelosigkeit? Der Nächte, die er nicht zu Hause verbrachte? Der Fragen, denen er ständig auswich? Er kann sich nicht erinnern. Dabei hatte er sie doch gemocht. Sehr sogar. Aber gekämpft um sie hatte er nicht.

Er liest den ersten Satz und die Buchstaben verschwimmen vor seinen Augen. Das darf nicht wahr sein! Er schreit laut: „Ist das ein Scherz?“ Die Kinder, die ihn inzwischen aus der Ferne beobachten, zucken zusammen.

Seine Gedanken überschlagen sich: Wann haben sie sich das letzte Mal gesehen? Wann ist sie aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen? Wann haben sie das letzte Mal miteinander...? Er wischt sich über die Augen, wie um das eben Gelesene unwahr zu machen. Doch da steht es. Immer noch. In großen Buchstaben:

„GRATULIERE, FRANK STECH. DU WIRST VATER. ICH BIN IN SCHWÄBISCH HALL. WIR MÜSSEN REDEN. MARION.“

Voller Wut schleudert er das Handy auf die unterste Treppenstufe. Es zersplittert in mehrere Einzelteile. Er lässt sich auf die Treppe sinken, rutscht aus und gleitet unsanft mit seinem Hinterteil ein paar Stufen nach unten. So bleibt er betäubt sitzen. Die Kinder, die sich wieder ein paar Schritte genähert haben, zeigen mit dem Finger auf ihn und lachen verhalten.

Er starrt nur geradeaus. Kommt sich vor wie Dan Aykroyd in dem Film „Die Glücksritter“. Dan Aykroyd, der Arbeit und Frau verloren hat, als Weihnachtsmann verkleidet aus dem Büro gejagt wird, an der Bushalte von einem Hund angepinkelt wird, dann in einem Gewitter steht, sich danach erschießen will und erkennt, dass der Revolver, den er sich an die Schläfe hält, nicht mal geladen ist.

Franks Mund verzerrt sich zu einer Grimasse, die an ein Grinsen erinnert. Wie hat er damals vor dem Fernseher angesichts der skurilen Situation gelacht! Und jetzt? Wie weit ist es mit ihm gekommen? Was ist aus ihm geworden? Ein Trauerkloß. Ein Menschenhasser. Eine Witzfigur. Ein Spieler. Ein Spielball in den Händen von, ja, er weiß nicht mal in wessen Händen. Er bricht hilflos weinend in sich zusammen. Wann hat er eigentlich das letzte Mal gelacht? Sein Schluchzen geht langsam in einen Laut über, den man als Glucksen deuten könnte. Ein erstes schüchternes Glucksen. Dann etwas lauter. Ein zaghafter Versuch, die verlorenen Lachmuskeln an ihre Existenz zu erinnern. Dann bricht es aus ihm heraus, das Lachen eines Verzweifelten. Das so befreiende Lachen, das jedoch noch so nahe an der Grenze zum Weinen ist.

Sämtliche Passanten starren ihn an. Kinder werden von ihren Eltern in eine andere Richtung gedrängt. Nur der Junge mit dem Eis möchte ihn trösten, wird aber von seinen Freunden zurückgehalten.

Da senkt sich ein Schatten über ihn. Frank schaut auf und blickt voll Erstaunen in die tiefblauen Augen seiner Exfreundin.

„Meine Güte Frank, was ist denn mit dir los?“

„Marion – ich sitze in der Scheiße.“

Sie setzt sich neben ihn, in ihrer ungezwungenen Art, und streichelt ihm über die Haare. Als ob seit ihrem letzten Treffen keine zwei Stunden vergangen wären. Als ob nichts Unausgesprochenes zwischen ihnen stünde. Diese Berührungen versetzen Frank einen Stich. Wie sehr hat er sich nach menschlicher Nähe gesehnt! Er fragt sich nicht einmal, wie Marion ihn gefunden hat. Dafür ist später noch Zeit. Sondern er beginnt zu erzählen. Alles. Von Kosminskis Auftrag, eine Treppe für ein Kickerturnier zu finden. Auf dem er selbst spielen soll. Eine seltsame Nachricht von Sabine W. an Herrn L.. Knut Eisele, der sich als Sabine W. ausgibt. Die echte Sabine W., deren Rolle noch nicht klar ist. Die aber durchaus die ominöse Frau mit Hund, die an jeder Straßenecke auftaucht, sein könnte. Zwei Eventagenturen, die sich um die Austragung des Kickerturniers streiten. Die eine, van Dörflen, für die Aimee

Bechstein arbeitet. Aimee, die jetzt im Koma im Krankenhaus liegt. Die andere, Auftraggeber von Knut Eisele. Die haben sich Kosminskis Agentur unter den Nagel gerissen. Kosminksi, der auf eine einsame Insel verfrachtet wurde. Die gigantische Zockerei, die in SHA parallel zum Kickerturnier ein paar Tage vor der Premiere der Freilichtspiele stattfinden soll. Er als Star des Kickerturniers, der zum Üben in ein abgelegenes Haus geschickt wird.

An dieser Stelle unterbricht sich Frank und schaut Marion direkt in die Augen. „Ich weiß, ich war ein Idiot. Aber bitte Marion, bleib jetzt bei mir. Wenn das Ding hier gelaufen ist, reden wir über den Rest. Ja?“

Marion seufzt, wie sie schon unzählige Male während ihrer Beziehung geseufzt hat. „OK, Frank Stech. Aber das ist das letzte Mal! Danach wirst du endlich mal erwachsen. Und schließt Bekanntschaft mit Eigenschaften wie Pflichtbewusstsein und Verantwortungsbewusstsein.“

Frank lächelt erleichtert. Und erzählt weiter. Nun die Interpol-Geschichte:

Die omnipräsente Frau mit Hund entwickelt sich zu einem männlichen Undercover-Interpolagenten. Der sich als Regisseurin tarnt. Aimee ist seine Kollegin. Sabine W. entpuppt sich als berühmte Schauspielerin, die immer dann auftritt, wenn Anschläge auf Premieren verübt werden. Dazu ist sie Kosminskis Tochter. Ihr Schauspielerkollege Martin Lottermann, der angeblich Herr L. ist, soll Aimee im Auftrag der Kosminskis vom Balkon geworfen haben. Knut Eisele unter den Top Ten der Wettbetrüger. Unter der Treppe tickt eine Bombe, die in ein paar Tagen hochgehen wird.

Es ist Marion, die Frank auf die Ungereimtheiten in der Agenten-Geschichte aufmerksam macht:

In Schwäbisch Hall tickt eine Bombe und nur zwei Interpol-Agenten sind darauf angesetzt? Davon auch noch einer im Koma? Kein Sprengsatzkommando zur Entschärfung der Bombe weit und breit?

Wie kann sich ein Interpol-Agent so kurzfristig als glaubhafte Theaterregisseurin ausgeben ohne aufzufliegen? Wenn Sabine W. in die Anschläge per Zeitbombe verwickelt ist, warum sollte sie sich dann ausgerechnet an den Orten der Anschläge als Schauspielerin aufhalten? Und warum beim dritten Anschlag gerade nicht? Und schließlich die allerwichtigste Frage: Warum sollte sich ein Interpol-Agent ausgerechnet Frank Stech gegenüber zu erkennen geben?

Frank schaut Marion dankbar an. Er hat seinen Elan wieder gefunden und neuen Mut gefasst.

„Gehen wir in das nächste Internetcafe und schauen uns das ganze mal näher an?“

Marion nickt unmerklich. Frank hebt die um ihn herum verstreuten Einzelteile seines Handys fast beschämt auf und steckt sie notdürftig zusammen. Mechanisch nimmt er Marion an der Hand. Die möchte ihm ihre zuerst entziehen, überlegt es sich im letzten Moment aber doch anders.

„Mit was fangen wir an?“

„Informieren wir uns doch zuerst mal über die beiden Anschläge, die in Wien und München stattgefunden haben sollen.“

Während Marion antwortet, tippt Frank schon „Wien“, „Großbrand“ und „Theater“ in die Suchmaschine ein. Großbrand in Rodaun am 10. Jänner 1958 in einem Holzwarenbetrieb. Schwerlich ein Unglück, das von Sabine W. verursacht worden sein konnte. Das nächste: Großbrand in Philipswerk. Dann: Brand durch Blitzeinschlag in einem landwirtschaftlichen Gebäude. Der letzte Eintrag auf der Seite schließlich: Wien lebt, spüren Sie den Puls der Stadt.

Danach suchen sie „Freilichtspiele München“. Der erste Link führt auf die Seite der Schwäbisch Haller Freilichtspiele. Danach: nichts.

„Gibt es in München womöglich überhaupt keine Freilichtspiele?“ Franks Hände schwitzen. Er tippt „Sabine Wiegert“ ein. Wenn sie so eine berühmte Shakespeare-Darstellerin ist, muss es doch irgendwelche Spuren von ihr geben. Unter „Sabine Wiegert“ finden sie diverse Einträge: Sabine Wiegert, Sekretärin der Fakultät für Anglistik an der Universität Stuttgart. Dr. Sabine Wiegert, Tierärztin in Heilbronn. Sabine Wiegert, zuständig für Rechts- und Konsularangelegenheiten beim deutschen Generalkonsulat in Toronto. Aber keine Sabine Wiegert, Schauspielerin.

„Vielleicht Sabine Kosminski?“ drängt Marion ihn. Unter Sabine Kosminski finden sie überhaupt keinen Eintrag. Genauso wenig wie unter „Markus Olson“.

Frank schaut Marion an: „Nichts. Und was machen wir jetzt?“ Er beißt in das Sandwich, das er sich bestellt hat.

„Nachdenken“, Marion nimmt einen Schluck ihres Pfefferminztees. Für einen kurzen Moment überlegt Frank, ob sie den jetzt wegen des Embryos trinkt. „Nicht jetzt, später“, denkt er und konzentriert sich wieder auf ihre Recherchen.

Marion fängt an zu überlegen: „ Wenn dieser Teil von Olsons Geschichte wirklich nicht stimmt, müssen wir alles in Frage stellen. Auch seine Identität.“

Frank wird bleich. „Aber wenn Markus Olson kein Interpol-Agent ist, wer ist er dann?“ „Keine Ahnung“. Marion streicht sich nachdenklich über die Stirn, „Ein verschämter Liebhaber, der sich rächen möchte? Ein erfolgloser Regisseur? Ein Unterweltboss?“ Sie schauen sich ratlos an. Dann fällt Marion ein: „Was ist jetzt eigentlich mit der Bombe? Vielleicht ist die ja auch erfunden.“

„Aber ich habe sie doch gesehen“, protestiert Frank.

„Könnte es nicht eine Attrappe sein?“

Frank überlegt aufgeregt: „Oder eine Vorrichtung für eine Theateraufführung? Vielleicht eine Überraschung zur Premiere für den Intendanten, wie heißt der noch, Biermeier? Digitale Ufos, ein Feuerwerk, ja vielleicht hat dieser Intendant ja am 21.06. Geburtstag und das Feuerwerk soll ein Geschenk für ihn sein...“

Marion überhört Franks Bemerkungen: „Oder dieser Olson hat sie aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen selbst gelegt. Und die Gefahr ist real. In dem Fall müssen wir zur Polizei gehen.“

„Zur Polizei? Spinnst du? In Romanen gehen die Hauptfiguren doch auch nie zur Polizei. Die lösen ihre Fälle selbst.“

„Mein lieber Frank Stech, wir sind hier aber nicht in einem Roman.“

„„Mich bringen keine zehn Pferde zur Polizei!“ Frank isst den letzten Krümel seines Sandwiches und verschränkt demonstrativ die Arme.

Sie stehen vor einer schusssicheren Scheibe, die sie von dem Dienst habenden Beamten trennt.

„Die sind ja mit der neuesten High-tech ausgestattet“, flüstert Marion Frank anerkennend zu. Frank schaut sich Hilfe suchen um, dann spricht er zaghaft in das Mikrofon vor ihm: „Wir äh, ich äh, naja, ich habe da einen etwas seltsamen Vorgang zu melden.“

Der Beamte schluckt das letzte Stück seiner Brezel und meint: „Name?“

Frank ist irritiert. „Was?“

„Ihren Namen brauche ich. Personalien.“

„Ach so. Frank Stech.“

Der Beamte tippt auf seine Tastatur. „Geboren?“

„Wie bitte? Ich möchte doch nur einen Vorfall melden.“

„Ja und ICH brauche zuerst ihre Personalien. Also geboren?“

„Am 12. Juli 1964 in Berlin.“

„Wohnhaft?“

Der Beamte tippt Zahlen und Daten unverdrossen in den Computer, nur als Frank anfängt zu erzählen, dass er zwar eine Handynummer habe, aber nicht wisse, ob das Handy noch funktioniere, schaut er etwas irritiert auf.

„Und um was geht es?“

„Naja, die Sache ist die... ich weiß nicht, wie ich das sagen soll...“

Der Beamte wird ungeduldig: „Um was geht es denn?“

„Naja, ich möchte eigentlich melden, dass auf der Treppe möglicherweise eine Bombe versteckt sein könnte. Unter den Stufen 19 und 25. Und wenn das so ist, geht die am 21. Juni um 16:00 Uhr hoch.“ Frank ist erleichtert, die Dinge auf den Tisch gebracht zu haben.

Während er stoisch schreibt, murmelt der Beamte vor sich hin: „Bombe... Treppe... 19...25... 21. Juni.“

Plötzlich unterbricht der Beamte seinen Schreibfluss: „Welche Treppe?“

„Die der Freilichtspiele“, antwortet Frank genervt.

„Freilichtspiele“, schreibt der Beamte in seinen Computer.

Er schaut Frank ohne erkennbare Gefühlsregung an: „Und von wem haben Sie die Information?“

Frank schwitzt. Die Absurdität der ganzen Situation trifft ihn plötzlich wie ein Schlag ins Gesicht. „Naja, da kam so ein Mann von Interpol, Herr Markus Olson, der hat mir alles erzählt und mir die Bombe unter der Treppe gezeigt.“

„Mein lieber Herr...“ Der Beamte schaut auf seinen High-Tech Monitor „... Stech, Ihnen ist schon klar, dass ein Interpol-Agent sich mit uns in Verbindung setzen würde, wenn sich in Schwäbisch Hall eine Bombe befände?“

Frank verteidigt sich: „Naja, ich bin mir auch nicht sicher, ob diese Information stimmt. Ich dachte nur. Vielleicht ist dieser Markus Olson auch gar nicht von Interpol. Aber die Bombe existiert dann vielleicht trotzdem. Schließlich habe ich sie gesehen. Ich meine...“

Der Beamte flüstert seinem Kollegen, der vor dem gleichen High-Tech-Monitor sitzt, etwas zu. Er nickt. Und wendet sich unwirsch wieder an Frank: „Also gut. Ich werde eine Streife vorbeischieken.“

„Weißt du eigentlich, wie bescheuert ich mir da drin vorgekommen bin?“

Frank zündet sich hastig eine Zigarette an.

„Wenn er sich aufregt, sieht er aus wie ein kleiner Junge“, denkt Marion und antwortet herzhaft lachend: „Ja, aber dafür bist du deiner Bürgerpflicht nachgekommen und darauf kannst du stolz sein. Aber wir wissen trotzdem noch nicht mehr. Wer kann uns denn jetzt weiter helfen?“

Frank betrachtet gedankenverloren sein notdürftig geflicktes Handy. Dann kommt ihm die Idee: „Die Frau im Koma.“

Marion schaut ihn aufmunternd an: „Na dann, lass uns ins Krankenhaus gehen.“

Die Empfangsdame des DIAKS macht es ihnen leicht. Sie weist ihnen anstandslos den Weg bis zur Intensivstation der Unfallchirurgie im ersten Stock. Dort stehen Frank und Marion vor einer Tür, neben der eine Klingel mit Sprechanlage angebracht ist. „Schon zum zweiten Mal heute diese verdammte Sprechanlage“, denkt Frank. „Jetzt klingel schon“, drängt Marion ihn. Frank richtet sich auf und drückt auf den kleinen Knopf. Zwei Minuten lang tut sich gar nichts. Dann meldet sich eine unfreundliche weibliche Stimme: „Jaaa?“

Frank räuspert sich. Jetzt kommt es darauf an. „Äh, ich bin der Bruder von Frau Bechstein und möchte sie gerne besuchen.“ Er hört ein Klicken, dann Stille. „Sie hat es nicht gefressen“, flüstert er Marion zu. In dem Moment surrt es jedoch und die Tür geht auf. Marion lächelt Frank aufmunternd zu. Dann setzt sie sich auf den Stuhl vor der Tür und wartet.

Frank wird gleich in eine kleine Kammer geschleust, in der sich Regale mit Haken und diversen Anzügen befinden. Als er sich umschaute, kommt zur anderen Tür eine hagere, etwas ältere Schwester herein. „Ziehen Sie bitte einen Kittel an, Herr Bechstein. Zum Schutz der Patienten. Und kommen Sie dann mit. Ich habe eine gute Nachricht für Sie. Ihre Schwester ist heute Morgen aus dem Koma erwacht. Die Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen, aber sie ist wieder bei vollem Bewusstsein. Zu näheren Einzelheiten befragen Sie bitte den behandelnden Arzt.“ Frank zwängt sich in einen der Anzüge. Er ist dankbar, dass alles so reibungslos läuft. Nie hätte er gedacht, dass er sich nicht wenigstens ausweisen müsse. Nie hätte er gedacht, dass er so vorbehaltlos über Aimees Gesundheitszustand informiert werden würde. Aber warum sollte nicht auch er einmal Glück haben?

Die Krankenschwester eilt geschäftig über die Gänge und öffnet dann schließlich

eine der Türen. Da liegt sie, die Frau im roten T-Shirt. Allein. Regungslos. Ihre blonden Haare umrahmen ihr Gesicht. Sie ist von Schläuchen umgeben, ein Wunder der Technik. Ein Gefängnis der Medizin. Geweckt von dem Lärm, schlägt sie ihre Augen auf, lässt ihren Blick im Zimmer umherschweifen und schließt die Augen wieder.

„Sie ist noch müde“, ereifert sich die Krankenschwester. „Ach nein“, denkt Frank ironisch. Er hat seinen alten Humor wieder gefunden!

„Ich lass Sie jetzt alleine“, die Krankenschwester dreht sich zur Tür. Sie ruft ihm im Hinausgehen noch zu: „Aber bleiben Sie bitte nicht zu lange. Ihre Schwester muss sich noch ausruhen.“

Aimee öffnet die Augen wieder, schaut Frank an und lächelt schwach: „Hallo Frank S. ... habe schon länger ... gewartet.“ Dann dämmert sie wieder weg.

Frank geht näher an ihr Bett. „Bitte Frau Aimee, Frau Bechstein, oder wie auch immer Sie heißen, was ist passiert im Globe? Wer hat sie von der Balustrade geschubst? Bitte, ich muss es wissen!“

Das Zimmer bleibt stumm bis auf das Surren und Piepen der Maschinen.

Frank unternimmt einen erneuten Versuch: „War es Martin Lottermann?“ Keine Antwort. „Frau Bechstein, war es Martin Lottermann, der Sie von der Balustrade schubste?“

Da öffnet Aimee noch einmal erstaunt die Augen und spricht fast lautlos: „Balustrade Handy ... Markus ... Olson...“ bevor sie wieder in einen tiefen Schlaf versinkt.

9. Kapitel: Gabriele Krump

Sie verlassen das Krankenhaus. Planlos durchstreifen sie das Gelände, landen plötzlich zwischen Häusern, scheinbar ist das Krankenhausareal zu Ende. Keine Schranke, keine Pforte, sie finden sich in einem Vorort wieder. Eine alte Frau, die in einem Vorgarten arbeitet, fragen sie nach dem Weg. Sie empfiehlt einen Wanderweg durch Wiesen am Kocher entlang zurück nach Schwäbisch Hall. Das machen sie dann auch, finden nach einer Weile eine Bank, setzen sich und versuchen, ihr neues Wissen einzuordnen.

„Olson...“ beginnt Frank, „meinst du, sie wollte sagen, dass er sie gestoßen hat?“

„Kann sein,“ Marion zögert, „vielleicht wollte sie aber auch nur sagen, dass er was weiß oder helfen kann oder sonst was.“

„Aber wir waren uns doch einig, dass seine Bomben-Interpol-Geschichte Schwachsinn ist.“

„Klar, aber sie können sich ja trotzdem kennen, sind halt keine Interpol-Kollegen.“

Dann schweigen sie und denken weiter nach, Frank über das Chaos, in dem er sich befindet, Marion darüber, wann wohl ein geeigneter Zeitpunkt da ist, über ihre private Situation und die Zukunft zu reden. Jetzt wohl eher nicht, bleibt nur zu hoffen, dass diese merkwürdige Geschichte, in die Frank da hineingeraten ist, in den nächsten Tagen einen Abschluss findet und sie dann Zeit für sich haben. Zeit, die sie jetzt dringend brauchen.

Sie gehen weiter, nahe am Fluss entlang, vorbei an alten, offenbar verlassenem Fabrikgebäuden, über eine Brücke, dann wieder am Fluss entlang. Auf einem Sportplatz kicken ein paar Jugendliche trotz der Hitze. Bei der nächsten Bank machen sie wieder Rast.

Frank fragt bedrückt: „Und was soll ich jetzt machen? Heute Abend ist doch das Treffen mit Lottermann. Und Olson, glaubst du er ist gefährlich? Vielleicht sollten wir einfach verschwinden, zurück nach Berlin. Kosminiski ist weg, also brauche ich seinen Auftrag ja auch nicht weiter zu verfolgen.“

Marion nickt, daran hat sie auch schon gedacht.

„Auf der anderen Seite“ Frank spinnt seine Gedanken weiter „gibt’s ja hier irgendwas aufzuspüren. Einen Grund muss es ja haben, dass mir jeder solche absurden Stories auftischt. Den Brief hat es gegeben, egal ob echt oder extra für mich erdacht. Knut will mich aufs Kickern ansetzen, Olson auf eine Attentatsgeschichte. Theater, Kickern, Bomben. Ob eins davon wirklich stimmt?“ Er macht eine Pause.

„Vielleicht wollen sie mich von dem ablenken, was hier wirklich stattfindet.“

„Und was findet hier statt?“ Marion dreht eine Haarsträhne zwischen den Fingern.

„Weiß nicht. Die Bombenstory wohl nicht, da hattest du recht. Ich als Interpol-Assistent, lächerlich. Und du hast es ja auch schon gesagt, ein Agent kann kaum so kurzfristig eine Regie übernehmen. Der Haller Intendant wird ja auch kein Idiot sein und einen völlig Unbekannten einstellen. Außerdem sitzt Olson mit seinem blöden Hund die meiste Zeit im Cafe, dazu hätte er ja wohl als Regisseur keine Zeit. Nein, der arbeitet hier nirgends.“

„Und der Kicker-Contest, hältst du den auch für erfunden?“

„Ja, inzwischen schon. Guck mal, keine Plakate, keine Ankündigungen, ist doch komisch. Außerdem hätte mir Kosminski das bestimmt schon in Berlin gesagt, wenn das stimmen würde. Er weiß genau, dass ich da gerne hingefahren wäre. Und erst recht, wenn er's zahlt. Davon hat er am Anfang nichts gewusst, als er mich losschickte. Irgendjemand hat ihn dazu gebracht, nachher am Telefon davon anzufangen. Vielleicht diese anderen, für die Knut arbeitet. Vielleicht gibt's hier eine Kickerei, aber das ist nicht das Eigentliche, um das es geht. Knut will mich ablenken damit.“

Marion seufzt, das wird ja wohl nichts mit der baldigen Rückreise nach Berlin, der Zukunftsplanung und allem. Sie gehen weiter, eine Straßenunterführung, wieder eine Brücke, sie kommen an dem Haus vorbei, für das Frank einen Schlüssel besitzt.

„Hier soll ich kickern“ erzählt er Marion „und hier habe ich Olson kennen gelernt.“

Sie schauen das Grundstück von außen an, alles ganz normal, nichts Besonderes.

„Willst du reingehen?“ fragt er. „Drinne sind jede Menge Plakate, Zeitungsausschnitte, alte Bilder. Und auf einer Karte ist auch der Spruch, den Aimee gesagt hat. *Früher oder später kommen sie alle hierher zurück.*“

Marion schüttelt den Kopf, sie gehen weiter durch die Stadt, hoch zum Marktplatz. Als sie um die Ecke kommen sehen sie noch, wie zwei Polizisten mit einem Kasten in der Hand die Treppe herunterkommen und auf einen Streifenwagen zugehen.

„Das war dann wohl unsere Bombe.“ Frank schaut zu Marion und plötzlich müssen sie beide grinsen. Gleichzeitig, wie früher, in ihren besten Zeiten. Ein warmes Gefühl breitet sich in Frank aus. Vielleicht wird doch wieder alles gut, zumindest mit ihnen beiden. Und ein Kind, warum nicht, alt genug ist er ja. Und genug Verrücktes aus seinem Leben kann er ihm später auch erzählen. Vielleicht aber auch besser nicht, ist nicht alles pädagogisch wertvoll. Und Marion würde wohl für immer mit ihm

zusammenbleiben, wenn sie ein Kind hätten. Allerdings bräuchte er ein geregeltes Einkommen. Aber vielleicht geht es bei diesem merkwürdigen Aufenthalt hier wirklich um viel Geld, so wie Kosminski gesagt hat und vielleicht springt etwas dabei heraus. Wenn's gut läuft, vielleicht sogar mehr als etwas. Für ihn und Marion. Beziehungsweise für sie drei.

Als es dämmernd, stehen sie am Fenster des Hotelzimmers. Er schaut – wie schon so oft – auf den Marktplatz herunter. Nachdem in den letzten Tagen die Frau mit Hund so oft dort zu sehen war, erscheint es ihm nun schon fast wie ein Fehler, sie unten nirgends zu sehen.

„Und du bist sicher, dass er kommen wird?“ fragt Marion erneut.

„Klar, ich hab die Verabredung ja eigentlich für ihn gemacht. Er hat mich nur gefragt, ob ich auch komme. Und das werde ich auch. Wenn er gefährlich ist, wenn er Aimee herunter gestoßen hat, kann ich vielleicht verhindern, dass er Lottermann was antut.“

„Wenn er gefährlich ist, ist er's auch für dich. Vielleicht hat er was vor, was er dir in die Schuhe schieben will.“

Frank schaut sie bestürzt an. Daran hat er noch nicht gedacht, glaubt es auch nicht. Klar, gelogen hat dieser Olson, dass sich die Balken biegen. Aber gefährlich kam er ihm nicht vor, eher ..., ja, eher feingeistig, intellektuell. Warum, kann er auch nicht sagen, aus dem Gesprächsverlauf konnte man das sicher nicht schließen. Aber jetzt, so im Nachhinein, weiß er ja, dass Olson eine Rolle gespielt hat und irgendwie meint er zu spüren, dass dieser Olson oder wer auch immer das sein mag, als echter Mensch ganz anders ist, tiefgründiger und so.

Nun ist es also so weit, kurz vor zehn, und er geht langsam Richtung Hospitalhof. Marion hat er das feste Versprechen abgenommen, im Hotel zu bleiben, aber verlassen kann man sich nicht darauf. Er schaut sich mehrmals um, doch er bemerkt nichts. Im Hospitalhof setzt er sich auf eine Bank, sichtbar, warum auch nicht. Lottermann erwartet eine Frau, wird sich also nicht um ihn scheren, Olson vermutet ihn sowieso hier, wird sich also nicht wundern. Und falls er sich je in Olson getäuscht hat, schadet es bestimmt nicht, dass er hier so unübersehbar sitzt.

Eine Kirchenuhr schlägt, nichts passiert. Er zündet sich eine Zigarette an und wartet. Und wieder fällt ihm ein, wie lächerlich und peinlich er sich aufgeführt hat. Hat die Stimme einer Sabine W. nachgeahmt, deren Stimme er nie gehört hat. Als Vorlage

hat er die Stimme genommen, mit der Kurt ihn anrief. Wer weiß, ob Kurt die echte Stimme kennt. Wer weiß, ob es Sabine überhaupt gibt. Und Olson hat ihn gelobt wegen der perfekten Nachahmung. Und er hat sich über das Lob gefreut wie ein kleines Kind und gar nicht weiter nachgedacht. Ein Lob über die Imitation der Stimme einer angeblichen Schauspielerin, die er nie gehört hat. Meine Güte, welch ein Schwachsinn. Wie konnte er nur so blöd sein? Gut, dass Marion hier ist. Ohne sie hätte er sich vielleicht völlig verrannt. Zum Glück scheinen seine geistigen Fähigkeiten ja wieder zurückgekehrt zu sein. Nun müssen sie nur noch eingesetzt werden.

Er schaut auf die Uhr, viertel nach zehn, weit und breit nichts und niemand zu sehen, kein Olson, kein Lottermann. Doch, dahinten im Torbogen scheint jemand zu stehen. Betont uninteressiert schaut Frank in die andere Richtung. Er hört Schritte. Näher kommende Schritte. Jemand bleibt vor der Bank stehen. Frank schaut auf.

„Entschuldigung, sind Sie schon länger hier?“

Frank nickt, das muss wohl Lottermann sein.

„Haben Sie eine Frau gesehen? Ich bin hier verabredet, aber etwas zu spät gekommen.“

Frank kostet die Situation aus. „Ja, hier waren vorhin einige Leute. Wie sieht sie denn aus, Ihre Verabredung?“

Der andere setzt sich. „Weiß ich leider nicht, ich kenne sie nicht persönlich.“

Er kennt sie nicht?

Frank schaltet sofort. „Tja, eine Frau mit langen Haaren und einem Hund saß vorhin mal eine Weile hier ...“

Er beobachtet den anderen lauernd. Keine Reaktion, oder zumindest keine befriedigende. Der andere scheint nachzudenken. Frank startet einen neuen Anlauf.

„Eine Chat-Bekannschaft, was? Erstes Date. Hatte ich auch schon, meistens kommen die Mädels nicht. Oder beobachten einen nur aus der Ferne. Und im Chat tauchen sie dann auch nicht mehr auf. Zumindest nicht mit dem bisherigen Namen.“

„Nein, nein.“ Lottermann schüttelt den Kopf. „Nicht so was. Mehr geschäftlich. Glaube ich. Genau genommen, weiß ich's nicht wirklich, ich bin angerufen worden. Von einer Frau, die keinen Namen genannt hat. Ich glaube es ist eine, der ich mal einen Auftrag gegeben hatte. War schon erledigt. Sie hat mich angerufen und wollte sich mit mir treffen. Ich dachte, sie hat vielleicht neue Informationen.“

„Ja, dann...“ sagt Frank. Was soll er sonst sagen, mehr fällt ihm dazu auch nicht ein.

„Vielleicht kommt sie noch oder es ist etwas dazwischen gekommen.“

„Ja“, sagt Lottermann. „Vielleicht auch nicht.“

Sie schweigen beide.

„Na, ich zieh weiter. Bleiben sie noch? Falls jemand auftaucht, könnten Sie ja ausrichten, dass ich schon gegangen bin. Ich bin Martin Lottermann.“

Frank murmelt etwas, das ein „ja“ sein könnte. Dann schaut er dem anderen nach, der Richtung Innenstadt verschwindet.

Und was war das Ganze jetzt? Kein Olson weit und breit, obwohl er für ihn die Verabredung arrangiert hat. Lottermann hat offenbar auch keinen Schimmer, was diese Sabine von ihm will. Und wie ein Mörder hat er ja nun auch nicht wirklich auf ihn gewirkt. Ist er wieder auf irgendein Verwirr- und Ablenkungsmanöver reingefallen?

Langsam geht auch er Richtung Innenstadt. Aus einer Seitenstraße löst sich ein Schatten und hakt sich bei ihm ein.

„Marion, du solltest doch...“

„Aber ich kann doch nicht riskieren, dass mein Kindsvater sich alleine in Gefahr begibt.“ lächelt sie. „Komm, ich hab gesehen, wohin er gegangen ist.“

Als sie das Lokal betreten, sehen sie Lottermann am Tresen. Trotz der wenigen Minuten Vorsprung hat er schon sein erstes Glas geleert und bestellt gerade ein weiteres. Er schaut die beiden erstaunt an, dann kommt er auf sie zu.

„Entschuldigung, sind Sie Sabine W.?“

Marions und Franks Blicke kreuzen sich. Jetzt nur keinen Fehler machen.

„Ähm...“

„Kommen Sie...“ Lottermann zieht Marion an einen freien Tisch in der Ecke. Frank bleibt am Tresen, bestellt sich ein Bier.

„Entschuldigen Sie, dass ich nicht gewartet habe. Ich war etwas zu spät und dachte, Sie sind schon weg. Haben Sie noch etwas herausgefunden? Um welchen Namen es geht? Ich zahle natürlich, ist ja klar.“

Er scheint ziemlich aufgeregt zu sein. Marion zögert. Und nun, was soll sie jetzt sagen? Dafür gibt es keinen Plan.

„Das Mädchen übrigens...sie ist im Krankenhaus. Sie hatte einen Unfall. Allerdings wird gemunkelt, dass es möglicherweise kein Unfall war.“

Er sieht sie an, nun müsste sie was sagen. Sie müsste was sagen ... **was sagen!**

„Entschuldigung“, sagt sie, „sie verwechseln mich, ich kenne Sie nicht.“

Frank hat Mühe, noch schnell zu zahlen, als sie ihn mit sich fortzieht. Martin Lottermann schaut ihnen fassungslos hinterher.

Zurück im Hotel beratschlagen sie erneut.

„Der Brief mit der Liste war keine Erfindung von Knut. Ist also echt. Was immer es ist, es hat was mit den Schauspielern zu tun.“

„Und mit Aimee“ ergänzt Marion.

Aber weiter kommen sie an diesem Abend auch nicht mehr, ihre Gedanken drehen sich im Kreis. Und irgendwann haben sie auch keine Lust mehr zu grübeln. Dafür entsteht andere Lust. Und die leben sie aus.

„Sind wir jetzt eigentlich verlobt?“ will Frank nachher wissen.

„Wieso? Sex führt nicht zwangsläufig zur Verlobung.“ erwidert Marion ungerührt.

„Na, an der Hotelrezeption habe ich ja gesagt, du bist meine Verlobte. Darum konntest du so unproblematisch mit einziehen. Und ein Kind kriegen wir ja auch. Da sollten wir wohl ...“

„Und du glaubst, in meinen Augen ist ein arbeitsloser Fast-Phonetiker, der sich mit Jobs über Wasser hält und in obskure Geschichten verstrickt, eine geeignete Partie?“

Darauf hat er dann keine Antwort, braucht auch keine, weil sie ihn wieder an sich zieht.

Am nächsten Morgen steht für Marion ein ausgiebiger Einkaufsbummel auf dem Programm, Frank hat keine Pläne. Im Laufe des Tages will er wieder ins Krankenhaus, aber dazu ist es jetzt noch zu früh. Also ist wieder mal Cafe angesagt. Und – Glück oder Pech? – an einem der Tische sitzt eine Frau mit Hund.

Frank setzt sich dazu, bestellt einen Kaffee und macht die Eröffnung:

„Wie war das Treffen gestern Abend? Neue Erkenntnisse oder gar eine Verhaftung?“

Olson wirkt uninteressiert, zeigt auf die Treppe:

„Könnten Sie sich vorstellen, da im Dunkeln hoch zu laufen, runter zu rennen, zu tanzen, alles ohne etwas zu sehen? Unglaublich, nicht?“

Damit kann Frank nun gar nichts anfangen. Er zündet sich eine Zigarette an und schweigt, der andere ebenso. Olson winkt die Bedienung heran und zahlt. Während er aufsteht, wendet er sich an Frank: „Ich war gestern Abend leider verhindert,

wichtiger Sondereinsatz. Aber Sie, haben Sie ihn kennen gelernt?“

Frank zögert. Das wenige, das er weiß, will er ja nun nicht unbedingt preisgeben.

„Gesehen habe ich ihn, aber er ging gleich wieder, als er keine Frau im Hof sah.“

„Soso“ antwortet Olson. „Du machst dein eigenes Spiel. Na ja, warum auch nicht, auf einen mehr oder weniger kommt es nun auch nicht mehr an. Aber halte dir immer vor Augen, dass der Schein trügen kann. Vielleicht werden wir doch noch ein Team, später. Ich vertraue dir. Zunächst mal. Klassische Unschuldsvermutung sozusagen.“

Als Marion ihre Shoppingtour beendet hat, sitzt Frank noch immer verwirrt im Cafe. Sie bringen ihre Errungenschaften ins Hotelzimmer und ziehen dann gemeinsam los, „Komm, ich zeig dir alles“, sagt er und führt sie durch die Stadt. An Kneipen vorbei, vor denen jede Menge Tische stehen, an denen jede Menge Leute sitzen. Wie im Urlaub, wie im Süden. Arbeiten die hier nichts?

Aus dem Globe hört man wieder Stimmen. Proben? Touristenführung? Als sie herangehen, kommt gerade jemand heraus, Lottermann. Er starrt sie an, während sie unbeirrt weitergehen, als hätten sie ihn nicht gesehen.

Sie überqueren den Kocher erneut und gehen die Mauerstraße vor. Frank will Marion das Haus zeigen, zu dem er den Schlüssel von Knut bekam und in dem er Olson traf. Vorsichtig öffnet er die Tür, lauscht zunächst, nein, nichts zu hören, offenbar sind sie ungestört. Als erstes besichtigen sie den Kellerraum, in dem er Kicker trainieren sollte. Außer der absolut angenehmen kühlen Temperatur fällt ihnen nichts weiter auf. Der Flur oben gibt schon mehr her. Die Wände sind voller Plakate, Zeitungsausschnitte, Fotos, teilweise mehrere Schichten übereinander. Frank zieht das Bild heraus, das ihm beim letzten Mal aufgefallen war und gibt es Marion.

„In Liebe, Maria. Früher oder später kommen sie alle hierher zurück.“

„Was kann das bedeuten? Aimee hat es gesagt, als sie mir den Brief gab.“

Marion nimmt das Foto in die Hand, scheint eine Fotopostkarte zu sein. Sie kneift die Augen zusammen und betrachtet das Bild. Schauspieler auf einer Treppe, das Foto ist sehr alt. Frauen sind auch dabei, jede Menge. Ist eine davon Maria? Müsste ja rauszukriegen sein. Aber selbst wenn es so ist, was bedeutet das schon?

„Schon irgendwie komisch“, sagt sie. „Das Bild hat diese Maria offenbar jemandem gegeben, den sie liebte. Wird wohl ein Kerl gewesen sein, was anderes gab es ja damals noch nicht. Aber dieser komische Zusatz, so unpersönlich. Ich hätte

geschrieben *Früher oder später kommen wir hierher zurück* oder *Ich weiß, du kommst hierher zurück* oder *Ich hoffe, du kommst zu mir zurück*. Irgendwie schräg die Formulierung.“

„*Die Realität ist immer noch schräger als alle Fiktion.*“

Sie sieht ihn erstaunt an.

„Hab ich gelesen vor ein paar Tagen. Ist ein Zitat von Doris Dörrie.“

„Die Regisseurin? Die diesen absolut tollen Film gemacht hat über diese alte Schulclique, die sich nach Jahren trifft? Sie decken nach und nach ihre ganzen Lebenslügen gegenseitig auf. Und lauter tolle Musik die ganze Zeit, kennst du den?“

„Ja, hab ich sogar auf Video.“

„Und was hat die gesagt?“

„*Die Realität ist immer noch schräger als alle Fiktion.* Stand auf einem Lesezeichen.“

„Na ja,“ seufzt Marion, „so ganz unrecht hat sie wohl nicht. So könnte man dein Leben zusammenfassen. Vielleicht der passende Titel für deine Memoiren, falls du es noch so weit bringst, dass jemand daran Interesse hat.“

Sie essen zusammen, dann trennen sie sich. Marion will versuchen, etwas über das Bild herauszufinden, Frank geht ins Krankenhaus.

„Ihrer Schwester geht es schon viel besser. Sie hat nach Ihnen gefragt: 'Ist der Herr von gestern wieder hier gewesen', hat sie gefragt. Nicht: 'Ist mein Bruder wieder hier gewesen.'“ Die aufdringliche Krankenschwester mustert ihn streng.

„Ähem...“ hustelt Frank.

„Na ja“, sie lächelt schelmisch. „Sie ist ja noch verwirrt, ihre Schwester.“

Aimee sitzt im Bett, blättert in einer Zeitschrift.

„Hallo, wie geht's?“

Schwacher Start, merkt er selber. Sie schaut ihn an und sagt nichts. Das kann ja heiter werden, er weiß nicht wie er anfangen soll.

„Aimee, können Sie das heißt, wollen Sie.... Nein, ich möchte....“

Na klasse, noch ein paar Sekunden, dann hat er's voll vermasselt.

„Ich hab ein paar Fragen. Ich bin da in irgendwas reingeschlittert und weiß nicht ...“

Sie schaut ihn an, ruhig, schweigend, sagt nichts.

„Sie haben gestern Markus Olson erwähnt und ihren Sturz. Können Sie mir dazu etwas sagen? Ich kenne Olson. Hat er Sie gestoßen?“

Sie schweigt immer noch, scheint nachzudenken. Dann zögernd: „Nein, mich hat

niemand gestoßen. Ich kenne ihn von früher, aus Berlin.“

„Berlin?“ dankbar greift er das Stichwort auf. „Da wohne ich. Tolle Stadt.“

Und wieder Stille. Hat auch nicht viel hergegeben, das Thema.

„Können Sie mir sagen, was im Globe vorgefallen ist?“ fragt er vorsichtig.

„Können Sie mir sagen, was **Sie** eigentlich mit der ganzen Sache zu tun haben?“ ist ihre Antwort.

Wenn er es wüsste, würde er es ihr vielleicht sagen, aber so kann er nur rumstammeln:

„Ich weiß es selber nicht. Man hat mir den Auftrag gegeben, nach Hall zu kommen. Jemand würde Kontakt zu mir aufnehmen. Ich dachte, das sind Sie, mit dem Brief.“

„Der Brief.... Den habe ich auch im Auftrag übergeben. Was stand denn drin?“

„Listen waren es, von Schauspielern. Hier von den Freilichtspielen. Von jetzt und von 1925. Und eine Liste mit Requisiten.“

Aimee ist bleich geworden. „Schauspieler? Von 1925? Und was sollen Sie damit machen?“

„Stand nicht dabei. Wissen Sie es?“

„Ja, vielleicht. Aber es geht sie nichts an. Es ist meine Sache. Es geht niemanden was an. **Niemanden.**“

Sie ist laut geworden, natürlich kommt die Schwester sofort.

„So geht das aber nicht, die Patientin braucht Ruhe. Gehen Sie nun bitte wieder.“

„Nein, nein, ist schon in Ordnung“, murmelt Aimee.

„Höchstens noch fünf Minuten“, entscheidet die Schwester und geht dann endlich wieder.

Frank schaut Aimee an, ratlos.

„Ich will mich nicht in was einmischen, verstehen Sie mich nicht falsch. Ein Bekannter gab mir den Auftrag hierher zu kommen, hat's ganz spannend gemacht, aber nicht gesagt, worum es geht. Seit ich hier bin, passieren lauter merkwürdige Sachen. Ein Mann verkleidet sich als Frau und behauptet, hier würde eine Bombe hochgehen und ich müsse helfen, das zu verhindern. Ein ehemaliger Studienkollege behauptet, hier wäre ein Riesen-Kickercontest, ich solle trainieren und den ersten Platz machen. Sie haben mir einen rätselhaften Brief gegeben und hatten dann einen Unfall oder auch nicht. Und ich habe nicht den geringsten Schimmer, worum es hier eigentlich geht und was ich damit überhaupt zu tun habe.“

Aimee schweigt.

„Es geht niemanden was an, haben Sie gesagt. Klar, kann sein, aber warum zieht ihr mich dann in den ganzen Mist rein?“

Sie wendet sich ab, dreht das Gesicht zur Wand.

„Ich habe niemanden in etwas hineingezogen“, sagt sie leise. „Ich habe nicht gedacht, dass ich wirklich jemals eine Spur finden würde. Darum habe ich darüber gesprochen, vor einiger Zeit. Nichts Genaues, nur Andeutungen.“

Dann ist sie still, Frank wartet, aber sie sagt nichts mehr.

Er hätte Marion mitnehmen sollen. So von Frau zu Frau, kennt man doch,... Dass Frauen auch immer so kompliziert sein müssen. Jetzt ist die Zeit wohl abgelaufen, er hört Schritte im Flur, Gesundheitslatschen. Wird wohl die Schwester sein.

Er startet seinen letzten Versuch: *„Früher oder später kommen Sie alle hierher zurück.“*

Sie dreht sich um, mit Tränen in den Augen sieht sie ihn an:

„Warum haben Sie das gesagt?“

„Ich? Sie haben es doch zu mir gesagt. Auf der Treppe. Und auf dem Foto steht es auch. Was soll das bedeuten?“

Sie starrt ihn an, ist bleich geworden. „Foto? Welches Foto?“

10. Kapitel: Constanze Salomon

„Zwischen den heftigen Gemütsbewegungen des handelnden Menschen und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, herrscht ein so wichtiger Kontrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, dass es dem letzteren schwer, ja unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnden...“

(Friedrich Schiller)

Ich sitze im Café. Ein anderes Café – die einzigen Treppenstufen hier bin ich hinauf gestiegen, um in es zu gelangen. Ein Café mit zwei Terrassen und einem phantastischen Blick auf die Altstadt und den Kocher. Die Sonne scheint – fast schon zu heiß, wie Leo meint. Er hat sich unter den Tisch verkrochen und hechelt. Ich streiche ihm über sein glattes Kurzhaar. Ich liebe meinen Hund und er liebt mich. Es gibt sonst keinen, der mich liebt. Da es im Café kühler ist und ich im Moment sowieso nicht viel Sinn für das Pittoreske dieser Stadt habe, beschließe ich hinein zu gehen. Den Wassernapf, den mir die freundliche Bedienung gebracht hat, nehme ich vorsichtshalber mit. Gleich neben der Bar entdecke ich einen runden Tisch mit Sitzbank. Er steht in einer Ecke, in der man für Besucher zunächst unsichtbar ist, während ich selbst den kompletten Überblick behalten kann, wer kommt und wer geht. Das könnte nützlich sein, denn ich habe meine Frauenverkleidung erst einmal satt und muss deshalb zwangsläufig untertauchen, wenn jemand kommt, der mich, Markus Olson, kennt.

Stundenlang habe ich im Café am Markt gesessen, denn auch alle Akteure in diesem Verwirrspiel kommen irgendwann zur Treppe zurück und ich musste mir einen Überblick verschaffen. – Oh nein, nicht etwa, weil ich Spezialagent bei Interpol bin – wahrscheinlich gibt es auch keine Spezialeinheit SE-VAKG, doch wer weiß das schon?

Obwohl es hier nun merklich kühler ist, merke ich, wie mir der Schweiß ausbricht. In einem Rinnsal läuft er mir über den Rücken gleich einem Strom, der alle meine Schuld und mein schlechtes Gewissen von mir abspülen soll. Nein – ich bin wahrhaftig nicht der geborene Lügner. Das war mir schon klar, als ich Stech diese abstruse Geschichte auftischte. Ehrlich gesagt fand ich ihn ganz sympathisch, aber ich hatte doch keine andere Wahl, denn Frank arbeitet für Kosminski.

Ich schüttle fast unmerklich den Kopf über mich selbst. – Was doch die Liebe zu tun

vermag, wohin sie mich getrieben hat. Auch meine 50 Jahre Lebenszeit können mich nicht vor der Macht der wahren Liebe schützen, von der Foucault sagt, dass sie „selten welche gesehen haben“. Ich schlucke schwer, als die gerade gespielte Musik in mein Bewusstsein dringt: „Sie sieht mich einfach nicht.“ – So war es schon damals in Berlin, als ich sie kennen lernte und sie mich als ihren väterlichen Freund akzeptierte.

Um mich abzulenken, greife ich nach dem „Haller Tagblatt“ und gemäß meiner Neigung, immer zuerst den Lokalteil zu lesen – alles andere ist sowieso schon wieder alt und man hat es bereits im Internet gelesen oder im Fernsehen gesehen – beginne ich mit dem Teil, dessen Überschrift „Schwäbisch Hall“ lautet. Das Bild der großen Treppe springt mir sofort ins Auge und ich beginne unwillkürlich zu lesen:

Polizei entlarvt Schwarztelefonierer

Auf den Hinweis eines Touristen aus Berlin gelang es der Polizei, einen städtischen Mitarbeiter ausfindig zu machen, der offenbar sämtliche seiner Ferngespräche nach Amerika auf Kosten der Stadt tätigte. Seine Tochter war vor 15 Jahren nach Amerika ausgewandert, nachdem sie einen in Deutschland stationierten Soldaten geheiratet hatte. Das frappierende an dieser Sache war, dass er seine Gespräche nicht aus einem Büro tätigte, sondern für jeden sichtbar mitten auf der Großen Treppe. Laut seiner Aussage hatte er mit Hilfe einer hydraulischen Repetierringkabelschuhaderendhülsenanpresszange ein kompliziertes Kabelsystem in der Treppe verlegt und an verschiedenen Stellen Anschlüsse gesetzt.

Durch den findigen Berliner, der den Anschluss auf der 19. Stufe für eine Bombe hielt und sofort die Polizei einschaltete, konnten die Beamten einen der Anschlüsse beschlagnahmen und ermittelten schnell den Täter, der seine Tat gestand und auch das orangefarbene Telefon übergab, mit dem er die Anrufe getätigt hatte. Gemeinsam mit dem reuigen Telefonierer werden im Laufe der Woche die anderen Anschlüsse entfernt werden. Es erfolgte Strafanzeige.

DIE REALITÄT IST IMMER NOCH SCHRÄGER ALS ALLE FIKTION schießt es mir durch den Kopf wie ein Blitz, der alle Synapsen meines Gehirns in der Hälfte der biologisch möglichen Zeit zu passieren scheint. Wer hat das noch gesagt? – Es will mir nicht einfallen. Es war schon eine Ironie des Schicksals, dass wir auf dieser 19. Stufe dieser ungeheuerlichen Treppe überhaupt etwas fanden – unglaublich. Ein Schuss ins Blaue, ins Schwarze getroffen – ein Spiel, das sich unumgänglich in die Realität zu transferieren schien - unabänderlich seinen Lauf nehmend – *alea iacta est*.

Was würde wohl Frank Stech denken, wenn er den Artikel gelesen haben würde – ich weiß es nicht. Aber wie konnte ich mich ihm offenbaren, wie konnte ich ihm trauen? Immerhin weiß ich schon lange, dass er im Auftrag Kosminskis hier ist. Eine Lüge schien mir einfach angebracht, eine falsche Spur, die ihn verwirren sollte.

Ich kann hier nicht mehr sitzen bleiben. Ich muss laufen. Ich verlange die Rechnung für meine Latte Macchiato von einer zierlichen, gut proportionierten Bedienung mit glattem, langem, braunem Haar, das sie ordentlich hochgesteckt hat. Sie strahlt mich an, als sei ich der beste Stammgast des Cafés. Eine Masche, natürlich, aber es tut mir dennoch gut.

Direkt neben dem Café biege ich links in den Fußweg ein, der direkt am Kocher entlang führt. Nach ein paar Schritten taucht links neben mir das Solebad auf. „Unglaublich!“, entfährt es mir unwillkürlich und ich beschließe, niemals in dieses Bad zu gehen. Niemals könnte ich das Gefühl ertragen, halb nackt den Blicken völlig angezogener Spaziergänger ausgeliefert zu sein. Wer war wohl auf diese wahnwitzige Panoramafensteridee gekommen? Wahrscheinlich ein Architekt im Zeichen der Zeit. Einer Zeit, in der es zum Trend gehört, sein Innerstes und Äußeres nach außen zu präsentieren. Oh ja, so muss es sein. Gibt es doch schon ein Wort dafür – „sich outen“ - und wer sich dann „outet“, der ist dann mit unausweichlicher Wahrscheinlichkeit sofort „in“. Ich schüttle den Kopf und werde auch schon von meinem Hund weitergezerrt. Hier gehen offenbar viele Hundebesitzer mit ihren Schätzchen spazieren. Nachdem ich, schon halb im Galopp, am nächsten Busch zum totalen Stillstand gekommen bin, fällt mein Blick auf Leo, der versucht, auf Zehenspitzen, mit hochgerecktem Bein und angehaltenem Atem, die Spur seines Vorgängers auszulöschen.

Mein Hund. Eine meiner wenigen Freuden – nicht, dass ich je einen Hund gewollt hatte. Er war zu mir gekommen, eine Laune des Schicksals. Nachdem ich in Berlin von meiner damaligen Freundin zwei Tage lang nichts mehr gehört hatte, suchte ich ihre Wohnung auf. Wir hatten uns gestritten – natürlich wegen des Geldes. Es war einfach immer schon Mangelware gewesen – ich, der erfolglose Regisseur; sie, die erfolglose Schauspielerin. Als ich die Tür aufschloss kam mir Leo, ihr Hund, entgegen gelaufen. Er winselte, presste sich zitternd an mich und führte mich zum Bett der winzigen Einzimmerwohnung. Dort lag sie und ihre letzte Nachricht war geradezu prosaisch für eine Romantikerin, wie sie es war. „Ich kann es nicht länger ertragen.“

Während ich geglaubt hatte, mich nie wieder verlieben zu können, steckt in Leo bis heute die unauslöschbare Angst, verlassen zu werden. Ich kann nirgendwo ohne ihn hin gehen. Sobald die Tür hinter mir ins Schloss fällt und er gewahrt sich alleine, stimmt er ein Jaulen an, das selbst den geduldigsten Vermieter zum Wahnsinn treibt. Im Stop-and-go-Tempo sind wir nun an einer Unterführung angelangt. Wir laufen hindurch, das Dröhnen einer stark befahrenen Straße über uns. Ich laufe einfach weiter, meinem Hund folgend, der scheinbar genau weiß, wo wir enden werden. Er steuert eine Fortsetzung des Fußwegs an und ich denke noch, dass hier irgendwo eine Poststelle sein muss, denn am Eingang dieses Wegs parken mehrere Postautos. Ich lasse Leo von der Leine, denn der Weg sieht ziemlich verlassen aus und gehe meinem Schwanz wedelndem Hund hinterher. Durch einen Tunnel aus Bäumen schlendere ich den Weg entlang, vorbei am Hinterhof einer Werkstatt, scheinbar ein ruhiger und ausgeglichener Spaziergänger. Aber in meinem Inneren herrscht helle Aufregung.

Als ich den Blick wieder hebe, erscheint das DIAK rechts neben mir. „Ich muss zu Aimee“, wird mir klar. Ich muss mit ihr reden. Wir brauchen eine Spur. Wir müssen schneller sein als unsere Gegner.

Sobald sich mir die nächste Möglichkeit bietet, biege ich nach rechts ab und laufe schließlich den mir nun schon vertrauten Weg zum Eingang hinauf. Wie oft habe ich im Café gesessen und doch gewusst, dass ich nicht zu ihr gelangen kann, solange sie auf der Intensivstation liegt.

Leo hechelt, ich schwitze, doch bei mir kommt es nicht allein von der Hitze. Ich komme mir vor, wie jenes von Kafka beschriebene Beispiel einer „hinfälligen, lungensüchtigen Kunstreiterin in der Manege, die monatelang vor einem unermüdlichen Publikum, ohne Unterbrechung unter dem nichtaussetzenden Brausen des Orchesters im Kreise herumgetrieben wurde.“ Oder anders gesagt, ich fühle mich schwach und mein Gehirn scheint sich im Kreise zu drehen – genauso wie meine Gedanken es tun. Was ist, wenn Lottermann sein mörderisches Werk vollbracht hat und Aimee nun tot auf einer Station in diesem riesigen Gebäudekomplex liegt? Statt im Café zu sitzen, hätte mein Platz hier im Krankenhaus sein müssen. Ich muss doch auf sie aufpassen! – Nicht, weil sie selbst es nicht könnte, sondern weil ich nicht noch einmal den Verlust einer geliebten Person ertragen würde.

Als ich Leo in der Nähe des Eingangs angeleint und seinen Napf, ein kleines

Porzellanschälchen, das ich im Sommer immer bei mir trage, gefüllt habe, betrete ich das Krankenhaus und wende mich nach links in Richtung des Empfangs. Obwohl ich kein praktizierender Christ bin, schicke ich ein Gebet zum Himmel, dass Aimee mittlerweile auf Station verlegt wurde und sie noch niemand vor mir gefunden hat.

„Guten Tag, entschuldigen Sie“, spreche ich die Dame am Empfang an. „Ich möchte gerne Aimee Bechstein besuchen. Können Sie mir sagen, wo ich sie finde?“ Ich beschließe, einfach so zu tun, als wüsste ich bereits, dass Aimee auf Station liegt.

„Aimee Bechstein – ja, sie wurde heute Morgen auf Station verlegt. Nehmen Sie den Aufzug und fahren Sie zur Unfallchirurgie im 5. Stock, Zimmernummer 501.“

„Es geht ihr also endlich besser!“, denke ich.

„Ja, so muss es wohl sein“, antwortet die freundliche Dame.

Habe ich das laut gesagt, ist es schon soweit mit mir, dass ich meine Motorik nicht mehr kontrollieren kann? Ich beschließe, mich jetzt nicht näher mit dem Zustand meiner Neuronen zu beschäftigen, weil es mich vielleicht beunruhigen könnte – schließlich bin ich noch nie ein großer Held gewesen.

„Danke“, sage ich noch und eile zum Aufzug.

Ich finde das Zimmer sofort. Eine ältere Frau liegt im ersten Bett und schläft. Aimee sitzt auf ihrem Bett und starrt aus dem Fenster. Im Gegenlicht erscheint ihr schmaler Körper nahezu zerbrechlich. Ihr blondes Haar liegt glanzlos auf ihren Schultern.

„Aimee“, krächze ich stimmlos und räuspere mich.

Als sie sich umdreht, fällt mir gerade noch ein, dass man einer Kranken niemals sagen sollte, wie schlecht sie aussieht.

„Gut siehst du aus, wie geht es dir?“, höre ich mich sagen und schäme mich sofort für diese Floskel, die im kompletten Kontrast zu meinen Gefühlen steht, die mich, hätte ich mich nicht unter Kontrolle gehalten, sofort an ihr Bett hätten stürzen lassen.

„Markus, wie schön dich zu sehen und noch dazu als der Mann, den ich von Berlin kenne! Ich dachte schon, es wäre wieder dieser Frank Steck oder Stech oder wie der heißt. Er hat sich als mein Bruder ausgegeben und sich so in die Intensivstation geschleust. Als ich mich beschwerte dachte die Schwester wohl, ich kenne meinen eigenen Bruder nicht mehr, obwohl ich doch nie einen hatte.“

Ich zucke zusammen. „Was wollte er?“, frage ich.

„Er sagte, dass er im Auftrag hier wäre, aber anscheinend weiß er noch nicht so recht, um was es geht.“

Ich atme schnaubend aus. „Na, dann ist er wohl einer der wenigen Berliner, die sich

noch nicht mit diesem betrunkenen Lottermann unterhalten haben. Sonst müsste er ja wissen, dass hier etwas zu holen ist, das einen Wert von mehreren Millionen Euros hat. Er ist im Auftrag Kosminskis hier. Das spricht nicht gerade dafür, dass man ihm trauen kann.“ Ich beschließe bei mir, ihr nichts von meiner gescheiterten Lügengeschichte zu erzählen.

„Ich glaube, er hat aber etwas gefunden“, unterbricht sie meine Gedanken. „Was mich am meisten ärgert ist, dass ich selbst ihm diesen Hinweis übergeben habe. Hätte ich ihn doch nur gelesen, als ich ihn bekam, dann wüsste ich vielleicht, wo ich mit der Suche anfangen sollte oder wenigstens, was ich suche. Aber wie hätte ich ahnen können, dass er etwas mit meiner Suche zu tun hat? Sabine gab ihn mir nach einer Probe, kurz bevor sie entlassen wurde. Sie stellte die Sache so dar, dass ich annehmen musste, es sei eine Art Liebesbrief. Natürlich habe ich das dann nicht gelesen.“

„Hat Stech dir erzählt, was in dem Brief stand?“, frage ich, um es mit meinen Informationen zu vergleichen.

„Er sagte, es seien Listen, in denen Requisiten und Schauspielernamen aus dem Jahr 1925 aufgeführt wären. – Mein Großvater hat immer wieder von dieser ersten Aufführung der Freilichtspiele erzählt. Es waren damals keine richtigen Schauspieler, sondern hauptsächlich Bürger und Bürgerinnen der Stadt.“ Sie sieht mich etwas hilflos an, als wolle sie von mir hören, was das zu bedeuten habe.

„Tja. Mehr hat Stech mir leider auch nicht erzählt und den Zettel, so sagt er, hätte er weggeworfen. Moment, da fällt mir etwas ein. Du hast mir doch erzählt, dass der Großvater sich in Hall in eine Frau verliebt hat...“, beginne ich.

„Ja, aber es waren immer nur vage Andeutungen und er musste dann ja als Jude aus Deutschland fliehen und er sagte, er hätte damals etwas sehr Wertvolles hier zurück gelassen. Er nannte nie eine Zahl, die den Wert angeben hätte. Er sagte nur, es sei das Wertvollste, das es für Juden und Christen gäbe. Er nannte es immer nur Beweisstück.“ Sie seufzt und legt sich auf ihr Bett zurück. „Ich habe keine Ahnung, wie Lottermann dazu kommt, von Millionen zu sprechen. Überhaupt habe ich mich nur einmal mit ihm über meinen Großvater unterhalten. Wir waren an jenem Abend beide nicht mehr ganz nüchtern.“

„Naja, wann erlebt man Lottermann schon ganz nüchtern? Das Schlimme an dieser Tatsache ist jedoch, dass er dann große Reden schwingt. Ich habe es selbst gehört, als ich in Kosminskis Club war. Er prahlte mit seinem Engagement in Schwäbisch

Hall gerade so, als ob er die Hauptrolle spielen würde und erzählte von einem millionenschweren Schatz, den er hier finden wolle.“ Ich reibe mir die Schläfen, in der Hoffnung, dass der bohrende Schmerz in meinem Kopf nachlässt.

„Irgendwie habe ich aber das Gefühl, hier geht es noch um etwas anderes. Die können doch unmöglich alle hier aufgetaucht sein, weil ein besoffener Lottermann ein paar Andeutungen macht...“ Sie weint jetzt fast schon vor Müdigkeit.

Gerne würde ich sie nun in die Arme schließen und trösten, aber wahrscheinlich wäre das das Letzte, was sie von ihrem väterlichen Freund, wie sie mich manchmal nennt, erwarten würde.

Ich reiße mich zusammen und sage: „Was sonst noch ist, kann uns doch egal sein. Wir sollten uns auf deine Sache konzentrieren.“

In meinem Gehirn steigt eine Erinnerung auf. „Sagtest du nicht einmal, dass dein Großvater sich im Sommer 2001 so aufgeregt hat, als er im Fernsehen gesehen hat, dass ein israelitischer Antiquitätenhändler namens Oded Golan angeblich im Besitz einer Steintafel aus dem Tempel Salomos war?“, überlege ich.

„Ja, mein Großvater besuchte mich in Berlin. Er sagte, es wäre nun wohl sein letzter Besuch, aber ich lachte nur. Er war noch so rüstig mit seinen 84 Jahren. Er hat sich irrsinnig aufgeregt. Er schrie, dass dieser Mann ein Betrüger sei und war kaum zu beruhigen. Zwei Monate später fuhr ich zu seinem Begräbnis.“

„Vielleicht ist es das, was wir suchen. Ich werde mich über diesen Fund einmal informieren“, sage ich nachdenklich.

Als ich sie anschau, bemerke ich, dass sie ihre Augen kaum noch offen halten kann.

„Ich bringe dir Kleider und Nachthemden und so was, ich habe ja noch den Schlüssel. Ruhe dich doch ein wenig aus“, sage ich und klinge wie eine besorgte Mutter...äh... besorgter Vater.

Aimee lächelt mich jedenfalls dankbar an. „Ja“, haucht sie, „das ist gut.“

Sie schläft schon, als ich das Zimmer noch nicht verlassen habe.

Meine Gedanken überschlagen sich. Ich erinnere mich an eine Reportage über Salomos Tempel, die dieses Jahr im ZDF ausgestrahlt wurde. War es im Januar? Ich versuche mich zu erinnern. Ich brauche einen Internetanschluss. Wohin gehe ich? In die Stadtbibliothek oder in ein Internetcafé? Auf alle Fälle muss ich wieder in die Stadt zurück. Ich binde Leo los, der mich freudig begrüßt.

„Ich glaube, wir haben jetzt ein Ziel und irren nicht mehr ganz so planlos durch die

Gegend, mein Freund!“ Während ich es sage, tätschle ich Leo von beiden Seiten. Er wedelt mit dem Schwanz. Klar, was er verstanden hat ist, dass es endlich weiter geht.

Ich nehme meinen Rückweg in die Stadt durch die Gelbinger Gasse. Es erstaunt mich immer wieder, dass es hier so ruhig ist. Eigentlich ist sie doch eine der schönsten Straßen der Stadt. Die Läden sind zum Großteil renommierte, exklusive Einzelhändler, die der Straße ihre eigene Atmosphäre verleihen. Sie geben sich viel Mühe bei der Auswahl ihrer Waren und der Dekoration der Fenster. Aber das ist wohl auch so ein Zeichen der Zeit. Kaum müssen die Leute ein paar Schritte gehen, ist es ihnen auch schon zu viel. Die große Masse wälzt sich durch die Neue Straße oder fährt in eines der Industriegebiete. Hier muss man sich mit den Stammkunden, die noch Wert auf gute Beratung legen und den Touristen, die sich in die historische Gasse verirrt haben, begnügen. Oft reicht das natürlich nicht, um zu überleben.

Ich entscheide mich dafür, meine Recherche in der Stadtbibliothek durchzuführen. Einen Moment lang überlege ich, ob ich meine Frauenverkleidung wieder anlegen soll, entscheide mich aber dagegen. Es dauert mir einfach zu lange, denn ich müsste noch meine Beine rasieren und mich schminken.

Die Ungeduld treibt mich an meinem gemieteten Zimmerchen mit Dachschräge vorbei. Der Eingang liegt direkt am unteren Ende von „Am Schuppach“, dort wo auch die EDV-Abteilung der Stadt untergebracht ist. Die über der Abteilung liegende Wohnung gehört der Frau, die bei den Freilichtspielen für die Masken und Kostüme zuständig ist und sie hat mir freundlicherweise das Ankleidezimmer untervermietet, weil ich absolut nichts anderes finden konnte, das in der Stadt lag und bezahlbar war. Die Wohnung ist sehr schön. Sie hat durchweg Parkettboden und hohe Räume. In der unteren Etage befindet sich ein großer Raum, eine Kochnische und ein Gäste-WC. Über eine Holzterasse gelangt man dann in die obere Etage unter dem Dach. Oben sind zwei weitere Zimmer und das Badezimmer. Eines davon ist das Ankleidezimmer, in dem sie mir ein Feldbett aufgestellt hat.

Während ich langsam weitergehe, frage ich mich, ob ein Teil aus dem Tempel Salomons nicht eher einen ideellen als einen materiellen Wert besitzt. Aus meiner Lektüre der Bibel und einigen weiterführenden historischen Büchern weiß ich, dass Salomo der Sohn Davids ist und als Herrscher über Israel und Juda im Zeitraum zwischen 965 und 926 vor Christus den Tempel gebaut haben soll. Angeblich soll in ihm auch die Bundeslade aufbewahrt gewesen sein. Na ja, die würde Aimees

Großvater wohl kaum besessen haben.

„Er nannte es immer nur Beweisstück.“

Trotz meiner Kopfschmerzen, die mittlerweile ein Ausmaß angenommen haben, dass mir schon leicht übel ist, krame ich in meinem Gedächtnis herum. Natürlich, soweit ich weiß, gibt es bis heute kein Beweisstück für die Existenz des Tempels und nicht nur das. Es gibt auch keinen Beweis für die Existenz Salomons, oder hebräisch gesagt Schlomoh.

Ich atme tief durch, als ich mich vor dem Computer wieder finde. Da ich mich glücklicherweise an die Sendung des ZDF erinnert habe, gebe ich gleich die entsprechende Adresse ein: www.zdf.de. Schnell finde ich die Information zur Sendung über den Tempel Salomons, vom 9.1.06. Bei dem Fund, über den sich Aimees Großvater so aufgeregt hatte, handelte es sich um eine Steintafel, auf der Ausbesserungsmaßnahmen am Tempel beschrieben werden.

Ich frage mich gerade, was so etwas wohl wert sein kann, als mir in einem weiteren Bericht über die Verkaufsverhandlungen eine Zahl ins Auge springt. Ich sauge die Luft ein – „von bis zu zehn Millionen Euro ist die Rede“, lese ich.

Ich klicke mich zu den nächsten Artikeln durch. Am 18.06.2003 wird die Steintafel als Fälschung entlarvt. Im Zuge einer Hausdurchsuchung entdeckte die Polizei, dass Oded Golan in seinem Haus eine komplette Fälscherwerkstatt eingerichtet hatte. Außerdem entdeckten die Beamten noch zahlreiche andere fertigen und halbfertigen Fälschungen – Wie konnte Aimees Großvater schon 2001 gewusst haben, dass es sich bei der Steintafel um eine Fälschung handeln musste? Hatte er etwas Ähnliches hier in Hall zurück gelassen, als er floh? Hatte er es hier irgendwo versteckt, oder hatte er es jemandem zur Aufbewahrung gegeben? Und woher wusste dieser Säufer Lottermann, wie wertvoll die Sache war? Oder wusste er es gar nicht und wollte wieder einmal nur angeben? Und was war mit diesem Frank Stech? Sollte er jetzt an einem Kickerturnier teilnehmen oder war er hinter derselben Sache her? War er von Kosminski gezwungen worden hierher zu kommen, stand also eigentlich nicht auf seiner Seite, oder hatte er sich gerne dazu bereit erklärt und war ihm treu ergeben?

Es gibt noch so vieles, was ich nicht verstehe, so viele Ungereimtheiten in denen ich mich nicht zurechtfinden kann und auch meine Recherchen hinsichtlich Aimees Großvaters sind noch nicht sicher belegt. Doch wie ich es in meinem bisherigen Leben auch gehalten habe, ergebe ich mich dem Schicksal und lasse mich weitertreiben. Ohne es zu bemerken bin ich wieder an der Treppe angekommen, als

würde ich tatsächlich darauf hoffen, dass endlich das Schiff käme, das mich hinaus tragen würde in die Welt.

Während ich noch vor mich hin sinniere, sehe ich die Freundin Stechs aus dem Stadtarchiv kommen. Was wollte die denn dort? Ich drehe mich rasch weg und hoffe, dass sie mich nicht gesehen hat.

Nachdem ich einige Minuten die Treppe angestarrt habe und sicher sein kann, dass sie weg ist, mache ich mich auf den Weg zu dem Haus mit den Fotos und dem Garten, um Aimees Sachen zusammenzupacken.

11. Kapitel: Mathias Kleinknecht

Aber bevor ich mich um Aimées Sachen kümmere, gehe ich noch auf einen Sprung in meiner Wohnung vorbei. Vorsichtshalber lege ich erneut Hand an meine geschundenen Beine, trage meine Make up auf und schlüpfe wieder in die Rolle und Kleider der Dame mit Hund. Ich muß mich zwar überwinden, aber es wäre dumm, wenn Eitelkeit die falschen oder – je nach Standpunkt – richtigen Leute auf meine Spur führen würde.

Draußen strahlt mir die Sonne ins Gesicht, Wärme durchflutet meinen Körper. Ich brauche eine Pause, wenigstens eine kurze. Nur ein bisschen die Seele baumeln lassen, nicht an diese ganze Geschichte denken, vielleicht ein paar Seiten Zeitung lesen. Die ausgewählte Eisdiele erweist sich aber als Hort der Unruhe: man kann hübsch draußen sitzen, doch vorbeiratternde Lkws verdüstern meine Laune. Kaum steht das Eis vor mir, dringt ein quengelnder Ton aus meiner Handtasche.

Ach verdammt nochmal. Ich sollte mir endlich ein eigenes Handy anschaffen. War ja nett von Aimée, dass sie mir das von Sabine gegeben hat. Sehr intelligent ist diese Dame offenbar nicht: legt sich mit den Verantwortlichen an. Wen wundert da ihre Entlassung? Reist dann überstürzt ab und vergisst dabei ihr Telefon. Geld für ein eigenes hätte ich sowieso nicht gehabt. Und für so ein Vertragsding hätte ich meinen Namen angeben müssen. Auf diese Weise hätte mich Kosminski dann ausfindig machen können. Ob er wohl tatsächlich so mächtig ist oder bilde ich mir das nur ein? Etwas mephistophelisches ist an ihm.

Jetzt gibt das Gerät keine Ruhe mehr. Man weiß nie, ob die Nachrichten für sie oder mich sind. Eben hat mir schon wieder jemand wegen meines ersten Kapitels für den Stadroman angerufen. Er müsse weiterschreiben und habe was nicht kapiert. Der Kerl hat vielleicht Nerven. Sogar diese Hebamme meinte, sie müßte mit mir darüber diskutieren. Hätte mich nicht überreden lassen sollen. Aber man bat mich, es wäre doch schön, wenn jemand von den Freilichtspielen dabei sei usw. usf.. Allmählich habe ich den Eindruck, nichts mehr unter einen Hut zu bringen. Was machte Stechs Freundin nur im Stadtarchiv? Und jetzt schieben sich auch noch dunkle Wolken vor die Sonne.

„Schmeckt das Eis, gute Frau?“ Ohne mich umzudrehen, weiß ich, welche Nervensäge das jetzt wieder ist. Sein nach Alkohol stinkender Atem läßt mir die Haare zu Berge stehen, und ich wage nicht, tief einzusatmen. Bei allem Verständnis

für gestrauchelte Seelen – den konnte ich noch nie leiden.

„Herr Lottermann, was kann ich für Sie tun?“

„Was kann ich für Sie tun, Herr Lottermann, was wohl?“ Offenbar bin ich heute nicht der einzige Gereizte. „Wie wär’s, Frau Regisseurin, wenn Sie mal wieder zur Probe erscheinen würden? Die wäre heute um zehn Uhr gewesen. Ist schon das dritte Mal, dass sie ins Wasser gefallen ist.“ Er hängt seine versoffene Visage zu mir herab und zischt: „Wenn **ich** was zu sagen hätte, säßen Sie schon längst auf der Straße“. Sein Blick wird plötzlich leer. Nach einigen Sekunden murmelt er: „Ich will verdammt sein, aber manchmal glaube ich, ich kenne Sie von woanders.“

Sicher tust du das, denke ich, aus Kosminskis Club, aber das werde ich dir nicht gerade auf die Nase binden. Apropos: für unser nächstes Treffen brauche ich dringend einen Nasenfilter (gibt’s so was wirklich??). „Herr Lottermann. Aber ich habe was zu sagen. Lassen Sie mich in Ruhe oder **Sie** fliegen; wegen sexueller Belästigung.“ Das Lachen kann ich mir gerade noch verbeißen.

Das Handy klingelt schon wieder. „Sie entschuldigen mich, ja?“ Einen Moment scheint er nicht zu begreifen, was die wedelnde Hand vor seiner Nase bedeuten soll, dann erhebt er sich und stolpert entgeistert weiter. Unglaublich, wegen Kerlen wie diesen lauf ich hier im Rock rum. Das kann das Selbstbewusstsein ja nur stärken.

„Ja? Hallo! Aimée! Was? Natürlich, ich bin so schnell wie möglich da!“

Eine Treppe. Eine Treppe am Meer. Ein Schrei. Nein. Man kann nichts hören. Es ist ein Baby in einem Wagen, der führerlos die Treppe herabrollt. Soldaten marschieren die Treppe herab. Die Gewehre im Anschlag. Das Kind, es...!

Der Tropfen ist wie ein Schlag ins Gesicht, und Frank zuckt zusammen. Das Kreuz tut ihm weh. Auf einer Holzbank ist er das letzte Mal vor zehn Jahren eingeschlafen.

Marion sitzt neben ihm und lächelt. „Fein, wie sehr dich die Ergebnisse meiner Recherche mitreißen.“ Ihre Augen funkeln dabei lustig. Beschämt fragt er sich, wie er diese Frau nur jemals verlieren konnte.

Sie sitzen im Park, nicht weit von einem Spielplatz entfernt. Vielleicht ist er deshalb reflexartig eingeschlafen. Vorhin noch war Frank von der grellen Sonne geblendet, nun ist alles düster verhangen. Wind kommt auf und noch halb im Schlaf bemerkt Frank den beginnenden Regen. Der Kocher fließt wenige Meter vor ihnen vorbei, doch sein Rauschen wird schon übertönt. Marion stößt Frank in die Seite. „Hey, jetzt

wird's allmählich ungemütlich. Was hältst Du davon, sollen wir ins Museum gehen? Ist trockener, und außerdem könnte es dich auf andere Gedanken bringen.“

„Eigentlich hatte ich gerade schon genug Kultur.“

„Wieder ein Alptraum?“

„Nur ein Film. Auch von 1925.“

„Du hast in deinem Leben zuviel ferngesehen. Jetzt komm, da drüben gibt es auch ein nettes Café.“ Sie packt seine Hand, zieht ihn von der Bank hinter sich über einen Steg. Sich nach rechts wendend folgen sie im Laufschrift einem Pfad. Plötzlich bleibt Marion abrupt stehen und umarmt ihn. „Weißt Du was, du alter Miesepeter? Trotz allem habe ich dich wirklich vermisst“. Frank streicht ihr die nassen Haare aus dem Gesicht, er beugt sein Gesicht zu ihrem herab... Im letzten Moment reißt sich Marion los und rennt lachend weiter. Der Weg mündet in eine kleine verwinkelte Unterführung, in der sie verschwindet. Grinsend folgt er ihr.

Der Schlag ist so heftig, dass Frank taumelnd an eine Wand knallt. Lichter tanzen vor seinen Augen, und er erkennt nicht gleich, was sich vor ihm abspielt.

„Steh schon auf, Du Penner!“ Knut! Knut steht über ihm wie ein dunkler Schatten, packt ihn am Kragen und schüttelt, bis es Frank schwindelt. „Was glaubst Du eigentlich wofür ich Dir das ganze Geld gegeben habe? Damit Du mit dem Schätzchen hier Love Story nachspielst? Habe ich das etwa zu dir gesagt, du Depp? Nein, hab ich nicht! Der Contest hat mich zuviel Zeit und Geld gekostet!“ Alles dreht sich, verschwommen nimmt Frank neben Knut einen anderen Mann wahr, der Marion festhält. Frank will aufspringen, aber Knuts Faust knallt auf seine Schulter, und Frank spürt seinen Arm taub werden. „Und dann dieser Anruf!“ dröhnt Knut weiter. „Für wie blöd hältst du mich eigentlich? Der Marktplatz soll neu gepflastert werden? Vor den Festspielen. Das war doch deine Idee, oder?“

„Ich... habe... nicht...“

Ein Schlag in den Magen unterbricht ihn, er fühlt sich empor gehoben. Dann zerreißt ein beißender Schmerz um ein Haar sein Trommelfell. Er sinkt auf die Knie, möchte sich fallen lassen, aber Knut hält ihn aufrecht. Frank hört ihn reden, aber es fällt ihm schwer, die einzelnen Worte auseinander zu halten. Ständig hallt das Echo des letzten Wortes wieder, überdeckt das neue. Knut steht vor, nein, unter ihm, er dreht sich um ihn. Ein schaler Geschmack steigt aus Franks Magen auf.

Jetzt bloß nicht kotzen, denkt er, bitte nicht! Erniedrige dich nicht noch so weit.

„Du wirst ab jetzt tun, was ich sage, und zwar trainieren, bis dir die Hände abfaulen.“

Bis zum Finale. Wenn nicht...“ Knut zieht einen schwarzen Gegenstand – was ist...? Eine Pistole! – aus dem Mantel und drückt die Mündung an Marions Unterbauch. „Wir haben uns verstanden?“

Frank wird wieder in den Regen gestoßen und landet mit dem Gesicht in einer Pfütze. Hört sich entfernende Schritte, spürt, wie sich jemand an ihn schmiegt. „Frank! Frank, alles in Ordnung?“

Eine Viertelstunde später. Marion und Frank sitzen vor Davids kleiner Kneipe. Der Regenguß ist so schnell verschwunden, wie er gekommen ist. Nach dieser Begegnung war Frank einfach nicht nach Torte essen und zwischen alten Damen sitzen. Alles tut weh, seine Wange beginnt anzuschwellen. Ein seltsames Gefühl regt sich in seinem Magen. Er braucht dringend ein Bier. Marion nuckelt an einer Limo. Sie hat sich erstaunlich schnell von dem Schreck erholt und plappert, was das Zeug hält, wohl um Frank wieder auf den Boden zu bringen, aber er hat den Eindruck, da ist er schon längst. Ein umschwirrter Mülleimer nur wenige Meter von ihnen entfernt stört das Bild. Wenigstens kann er seinen Arm wieder einigermaßen bewegen.

„Also, das im Archiv hätte ich mir eigentlich sparen können. Kam nichts bei raus. 1925 wurde nur der „Jedermann“ gespielt. Aber das ist die einzige Verbindung zu diesem Jahr. Und dass diese Maria auf der Besetzungsliste stand, hatten wir uns ja eh gedacht...“

„Marion...“

„Du solltest dich doch mal mit Lottermann...“

„Halt die Klappe.“ Er starrt sie durchdringend an, und seine Stimme wird immer heiserer und brüchiger. „Wahrscheinlich brauchte ich einen Schlag auf den Schädel um endlich klar denken zu können.“

„Bitte?“

„Marion... Woher wusste Knuth, dass du schwanger bist?“ Seine Hand schnellt auf ihre und presst sie zusammen.

Marion schreit auf. „Bist du verrückt? Laß mich los!“

Die Gespräche an den Nachbartischen hören abrupt auf, und die Gäste sehen Frank vorwurfsvoll, anklagend an. Egal, was ich tue, schießt es Frank durch den Kopf, irgend jemand hetzt mich immer weiter. „Ist euch langweilig?“ herrscht er die anderen an. „Kümmert euch um euren eigenen Scheiß!“ Dann wendet er sich mit glitzernden

Augen wieder um. Die Stimme senkend, den Druck auf das Handgelenk erhöhend sagt er: „Ich habe dich etwas gefragt. Ich erwarte eine Antwort.“

David will dazwischen gehen, aber Frank fährt ihn an: „Geh mir nicht auf die Nerven! Das geht dich nichts an, kapiert?!“

Zitternd stößt Marion mit ihrer freien Hand gegen ihr Glas, und der Inhalt ergießt sich auf Franks Unterarm. Er beachtet es nicht, nicht jetzt. Die Wespen schon. Zuerst nähert sich ihm nur eine, wenige Sekunden später sitzt ein gutes Dutzend auf seinen Armen. Frank presst die Luft durch die Zähne, versucht, nicht zu zittern.

„Frank. Du wirst jetzt meine Hand loslassen. Und ich werde gehen. Diesmal für immer.“

Aimée lehnt sich an meine Schulter, und ich genieße jede Sekunde. Ihr Gesicht ist noch übersät von blauen Flecken, aber wenigstens kam sie ohne Brüche davon. Und Gott sei dank scheint die Sonne wieder um sie in der Freiheit zu begrüßen, der Regen von vorhin wäre, nun ja, unangebracht gewesen. Gegen ärztlichen Rat zu gehen ist sicher ein schwerer Schritt gewesen. Wer immer uns einen schweigsamen Taxifahrer geschickt hat, dem bin ich dankbar.

„Weißt Du was komisch ist, Markus? Als ich dem Stech den Brief gegeben habe, habe ich einen Moment gedacht, ich hätte Sabine gesehen. Dabei war sie da schon ein paar Tage weg. Und ich bin wie bescheuert losgelaufen um sie zu suchen. Natürlich war sie nicht da. Aber Stech rennt mir einfach hinterher.“

„Keine Ahnung, was im Globe passiert ist?“

„Da wollte ich mich vor Stech verstecken und dann Filmriss.“

Keine Lust, über dieses Thema zu reden, ich möchte nur ihren Duft einatmen. „Das mit dem Brief hab ich nicht ganz verstanden.“

„Sabine...“ Aimée schaut einen Moment zum Fenster hinaus. „Sie hat mir gesagt, dass ein Mann, dem sie das Herz gebrochen hatte, sie überall hin verfolgen würde, Stech eben. Sie wolle es ihm im Guten sagen, dass sie über alles noch mal nachdenken müsse. Dann hat man ihr fristlos gekündigt und sie bat mich, ihm den Brief zu geben. Kurz darauf sah ich diesen Typen im Café, der all die Zettel voll schmierte...“

„Ich weiß. Hab sie gelesen.“

„Nur Blödsinn. Aber er passte zur Beschreibung.“

„Und dann war der Brief für Lottermann. Das macht doch keinen Sinn. Der kam doch erst hierher, da war deine Sabine schon so gut wie weg.“

„Hab ja nicht nur wegen dem Sturz ständig Kopfschmerzen.“

Das Taxi, hält und wir gehen den restlichen Weg zu Fuß. Als wir an ihrem Haus ankommen, hoffe ich, dass diesmal keiner drin ist. Aimée wollte ja einige Räume an Berliner Zocker untervermieten, aber als ich dann kürzlich ausgerechnet Stech da vorfand, war ich doch einigermaßen perplex.

Sie verabschiedet sich an der Tür, will eine Weile für sich sein. Klar, hatte tagelang Zimmernachbarn. Leo ist auch scharf auf eine Runde Gassi gehen und zerrt winselnd an der Leine. Die Tür ist noch nicht ins Schloß gefallen, als ich Aimées Stimme rufen höre: „Sabine! Meine Güte, du bist zurück! Wie schön!“ Mit dem Fuß die Tür aufhaltend folge ich Aimée. Und dann geht mir allmählich ein Licht auf.

Die Wespen krabbeln auf seinem Unterarm herum, und Frank wagt nicht mehr zu atmen. Die winzigen Beine seiner Peiniger kitzeln, und er glaubt zu spüren, wie sie die klebrige Flüssigkeit von ihm lecken. Seine Blase meldet sich.

Ein Schwall Wasser ergießt sich über ihn. David ist ihm mit einem Eimer Wasser zu Hilfe gekommen. Die Wespen, die das Attentat überlebt haben, suchen das Weite. Frank ächzt und schickt ein Stoßgebet zum Himmel.

David bleibt ruhig neben ihm stehen. „Du bist echt behämmert, Frank, das ist dir schon klar? Neulich jammerst du uns die Ohren voll wegen deiner Ex...“

„Habe ich?“ War wohl doch mehr als ein Glas Absinth zuviel gewesen.

„...dann tauchte mit ihr hier auf und führst 'ne Alphamännchen-Nummer auf. Kein Wunder, dass die dir durchgegangen ist.“ Er hat recht, Herrgottnochmal, ich muß sie finden. Mich entschuldigen.

Frank wirft wahllos einen Schein auf den Tisch und stürmt zum Hotel. Aber sie ist nicht dort. Sie wird doch nicht geradewegs zurück nach Berlin gegangen sein? Verzweifelt kramt er in seinen Hosentaschen. Der Schlüssel zu seinem Trainingshaus ist weg. Stimmt ja, den hatte sie gestern eingesteckt.

Hechelnd vor Angst, sie wieder zu verlieren, alle Hoffnung zusammenklaubend, rast er zum Fluss hinab und erreicht kurz darauf das Haus. Die Tür steht einen Spalt offen, und er stößt sie keuchend auf.

Olson sieht er zuerst. Der wendet sich ihm zu. „Stech! Willkommen. Uns wird eben

erklärt, wir seien alle Idioten. Da passt du doch wunderbar dazu.“ Er wirkt trotzdem angespannt, Aimée neben ihm entsetzt.

„Hat man mir eben erst gesagt...“ Die Worte bleiben ihm im Hals stecken, denn Olson ist einen Schritt zur Seite getreten, und dann erst erkennt er Marion hinter ihm. Marion – und in der Hand hat sie dieses fiese Ding, das vorher noch Knuth bei sich gehabt hatte. Sie lehnt sich an ein Fensterbrett und weist auf ein Sofa. „Setzen.“

Wir gehorchen. Stechs Gesichtsmuskeln zucken unkontrolliert. Der Mann muß momentan viel durchmachen. „Ich verstehe nicht ganz...“

Um ihn wieder zur Besinnung zu bringen, remple ich ihn sanft an. „Natürlich tust du das. Jetzt ergibt das ganze halbwegs einen Sinn. Marion ist Sabine. Und Aimée musste weg, weil sie Sabine bei der Briefübergabe gesehen hat, wo sie doch angeblich längst abgereist war.“

„Hast du mich wirklich...“ Aimées Gesicht ist schmerzverzerrt.

„War wirklich keine Absicht, meine Liebe. Aber sonst hättest Du mich im Globe doch noch entdeckt. Hatte doch alles dafür getan, dass die mich rauswerfen, bevor Frank aufkreuzte.“

Der Moment der Wahrheit scheint da zu sein und Ruhe breitet sich in mir aus. „Und was sollte der Brief?“

„Na, unser lieber Lottermann suchte und suchte und fand aber nichts“ erzählt Marion oder Sabine oder wie auch immer. „Dann traf er Aimée, und die erzählte ihm von mir, dass mein Engagement gecancelt worden sei und ich noch einen Schlüssel von ihr hatte. Er luchsste Aimée meine Nummer ab und rief mich an, fragte, ob ich nicht ein bisschen Geld bräuchte und dafür in Aimées Wohnung rumstöbern könnte. Der Arme konnte ja nicht ahnen, dass ich von ihm und seiner Sache wusste und nur hier war, um für Frank ein kleines Abschiedsgeschenk vorzubereiten.“

„Abschiedsgeschenk?“

„Genau. Dieses nette Kärtchen von 1925 brachte mich auf die Idee, und ich stellte diesen wirren Brief zusammen. Dass ihn ausgerechnet Aimée an Frank weiter geben würde, setzte der Sache das Sahnehäubchen auf.“

„Der Brief sollte also nur Frank und Lottermann zusammenbringen? Damit die zwei auf einen grünen Zweig kommen sollten?“ fragte ich.

„Exakt.“

„Und der Zweitschlüssel landete via Knut bei Frank?“

„So ist es.“

„Das heißt also, Sie – ähem - arbeiten für Kosminski?“ Frank schaut mich erstaunt an und ich erkläre: „Lottermann hat von Aimée erfahren, dass es hier in Hall was Wertvolles gibt, aber keiner von uns weiß, was es wirklich ist, nur, dass es Aimées Großvater den „Beweis“ genannt hat. Lottermann hat sich um ein Engagement in Hall beworben, und als er es gekriegt hat, posaunt er beides vor allen Leute in Kosminskis Club aus.“

Marion schaut Frank mit diebischem Vergnügen an: „Aimée hatte ihren Job hier schon, und dann verschwand ihr Busenfreund“ Sie deutet mit dem Finger auf mich. „auch noch, und wir konnten ihn nicht finden. Das hast du dann ja getan. Wir wussten ja nur von seinen Theaterambitionen. Nicht, dass er hier im Fummel rumrennen würde.“ Sie machte eine quälende Pause. „Da ich hier noch was vorzubereiten hatte, mussten wir dich also auf die Reise schicken, mit den Infos Treppe und Theater. Und woran würde ein gebildeter Berliner wohl zuerst denken?“

„Scheiße!“ entfuhr es Aimée. „Salzburg. Max Reinhardt.“

„Sehr schön. Und was hat er da inszeniert?“

„Den ‚Jedermann‘“, flüsterte Frank. „Die Haller nahmen sich das zum Vorbild“.

„Ich musste hier leider etwas überstürzt abreisen, weil dir Salzburg nicht zusagte, aber wir hatten ja schon alles eingefädelt. Wir hatten noch Zeit zu suchen, der Contest stand, so dass Kosminski, selbst wenn wir und ihr gar nichts finden würden, immerhin damit noch genug Reibach machen könnte. Sozusagen als Trostpreis. Und dann kam diese Schwuchtel hier, schießt zweimal ins Blaue und trifft das Schwarze.“

„Meine Worte,“ sage ich, „ich weiß nur nicht, was Sie...“

„Seien Sie still. Leider musste ich in dieser Situation eingreifen, Frank irgendwie zu Lottermann lotsen. Dass er schon mit ihm telefoniert hatte, wusste ich nicht, sonst hätte ich mir manches sparen können. Gott sei dank hatte der Suffkopf nur telefonisch Kontakt mit mir gehabt.“

„Wieso zweimal ins Schwarze...?“ Das lässt mir keine Ruhe.

„Was hast du mit Kosminski zu tun?“ Frank springt plötzlich auf und stürzt sich auf Marion. Sie versucht an der Waffe zu bleiben, aber jetzt knallen alle Sicherungen bei ihm durch und er schlägt sie mitten ins Gesicht. Aimée und ich können uns nicht rühren, so fassungslos sind wir. Er drückt Marion die Waffe an den Kopf und brüllt skandierend :„**Was – hast – Du – mit – Kosminski – zu – tun?**“

Mir bricht der Schweiß aus. Das hätte ich Stech nie zugetraut, aber jetzt sieht es so aus, als würde er selbst davor nicht zurückschrecken. „Stech!“ Es hat etwas gedauert bis es in meinem Hirn klick gemacht hat.

„Was willst du, Olson?“

„Sie spielt auf meine Interpol-Geschichte an. Erinner dich, was ich von Sabine behauptet habe.“

Er senkt die Waffe, starrt sie aber weiter unverwandt an „Nein...das ist nicht wahr“, stammelt er.

Sich Blut von der Lippe wischend, sagt sie herausfordernd: „Wenn mein Alter das wüsste, würde er dich mit eigenen Händen auseinandernehmen.“

„Du bist Kosminskis... Das kann doch nicht wahr sein.“

Sie beachtet Frank nicht weiter. „Hätte er auch, wenn er gewusst hätte, dass wir zusammen waren. Sein Augapfel und ein gescheiterter Geisteswissenschaftler, der ewig pleite ist und auch noch auf seiner Gehaltsliste steht. Ich hab's ihm erst gebeichtet, nachdem du mich wie den letzten Dreck behandelt hast. Ich wollte, dass er dich auseinanderreißen lässt.“ Sie spuckt aus. „Aber dann kam diese Lottermann-Sache. Und du warst nun mal der einzige Akademiker, den er an der Hand hatte, um nach dem Falken zu suchen.“

„Dem Falken? Welchem Falken?“

„Dem Malteser“, werfe ich ein. „Sie versucht, witzig zu sein. Das heißt, sie weiß genau so wenig wie wir, was wir eigentlich suchen.“

„Du hast mich Knut in die Arme getrieben, stimmt's?“

„Ach, der gute Knut. Wenn es was zu holen gibt, ist der gleich dabei. Dich durch den Wolf drehen zu können, war nur ein zusätzlicher Anreiz. Das war übrigens süß, wie du mich beschützen wolltest. Aber so was von unnötig: der hätte seiner Chefin doch nichts getan. Wenn der wüsste, dass er für Papa arbeitet und nicht umgekehrt, würde er wahrscheinlich weinen. Gegen den bist du ein echtes Erfolgsmodell, mein Schatz.“

„Du mieses Stück...“

„Nicht ausfällig werden. Das konnte ich noch nie an dir leiden. Leg jetzt die Waffe weg“, sagt Marion. „Du weißt ohnehin nicht, wie man sie benutzt.“

„Reiz ihn doch nicht noch.“ Aimées Stimme ist am Kippen, und ich befürchte, der Schock ist zuviel für sie.

„Darf ich jetzt gehen?“

Ich nicke Stech zu, der sie widerwillig loslässt. Während sie sich aufrappelt, versuche ich, darauf zu kommen, was sie mit „zweimal“ meinte. Sie ist fast bei der Tür, als ich sie am Arm packe.

Sie seufzt: „Na, ist der Groschen jetzt endlich gefallen? Geben Sie mir für den Anruf wenigstens mein Handy zurück. Sind ja alt genug für ein eigenes.“

Frank und Aimée lassen den Mund offen stehen. Aber mir ist schon klar, wen sie jetzt anruft.

„Polizei?... Ja, hallo! Habt ihr wirklich nett gemacht mit dem Zeitungsartikel... Halt mich nicht hin, sonst lege ich auf. Verbinde mich mit dem Sprengkommando und zwar zack-zack!“ Einen Moment ist alles still und sie lächelt Frank aufmunternd zu. „Hallo! Wie heißen sie? Schmidt? Fein. Herr Schmidt, wenn ich richtig liege, versuchen Sie seit gestern abend, den Hartplastikmantel um den Zünder zu entfernen. Ich verrate Ihnen ein kleines Geheimnis. Das Ding reagiert auf Tonzahlencodes.“ Sie tippt, so dass wir es alle sehen: 1-1-2 und fährt dann ruhig fort: „Herr Schmidt, haben Sie Familie? Gehen Sie sie besuchen. Sie haben dreißig Sekunden.“

„Auf welche Zeit war der Zünder gestellt?“ wende ich mich leise an Frank. Ich hatte es wirklich für eine Attrappe oder eine Vorrichtung für ein Feuerwerk gehalten, und unser Fund hatte so unglaublich gut zu meiner Interpol-Farce gepasst.

„21.06.2006.16:00“ antwortet Frank.

„Was hätte da noch mal stattfinden sollen?“

„Das Finale des Kicker Contests.“

„Und wer hätte das bestreiten sollen?“

Ein dumpfer Knall unterbricht mich, und durch das Fenster sehen wir im Nordosten eine Wolke aus Rauch und Staub aufsteigen.

Marion klopft Frank auf die Schulter: „Ich sagte doch, dass diese Karte von 1925 mich auf die Idee gebracht hat. Ist ja jetzt leider nichts mehr geworden mit dem Überraschungsgeschenk.“

Frank macht noch einen schwachen Versuch, sie von der Tür fern zu halten, aber sie nimmt seine Hand gelassen weg. „Laß mal. Wer sagt dir, dass ich nicht noch eine Bombe habe? Die ginge dann nur wegen dir hoch.“

Sie lacht schelmisch und schließt die Tür hinter sich.

12. Kapitel: Eva Praetorius

Erst als Marions Schritte nicht mehr zu hören sind, wagt Aimeé aufzuschluchzen.

„Aimeé, du brauchst jetzt Ruhe. Ich bringe Dich in dein Zimmer. Du musst jetzt schlafen!“, sagt Olson besorgt und begleitet die nun hemmungslos weinende Aimeé die Treppe hinauf. Leo fiept fragend seinen Herrn an. „Komm mit, Leo“. Eifrig schwanzwedelnd folgt er den beiden.

Auch Frank fühlt eine unstillbare Sehnsucht nach seinem Bett. Langsam, als hätte er zentnerschwere Gewichte zu tragen, schleppt er sich die Treppe hinauf und geht langsam in Richtung Hotel.

Markus Olson deckt fürsorglich die Woldecke über Aimeé, die am ganzen Körper zittert. Leise wimmernd scheint sie sich zwischen den Kissen und der Decke verkriechen zu wollen, und Markus zerschneidet es das Herz, sie so leiden zu sehen. Er setzt sich auf die Bettkante und streicht ihr beruhigend über das glanzlose Haar. „Markus, es ist alles so furchtbar,“ flüstert sie „ich habe solche Angst! Wenn nur meine Mutter jetzt da wäre!“ Sie schaut ihn mit ihren wasserblauen Augen hilfesuchend an.

„Ich bleibe bei dir, bis du eingeschlafen bist. Wo ist deine Mutter denn, kann man sie erreichen?“

Wieder eine Tränenflut. „Nein, meine Mutter ist im Heim, sie hat Alzheimer und erkennt mich nicht mehr!“

„Hast du wenigstens eine Erinnerung an sie?“

„Ja, da drüben steht ein Kofferchen mit alten Bildern und Fotoalben. Da schau ich manchmal hinein, wenn ich Trost brauche.“

Aimeé hat bei dieser Erzählung wieder Klang in die Stimme bekommen und Olson findet das eine gute Gelegenheit, sie abzulenken und positiv zu stimmen.

Er erhebt sich und zieht das kleine Lederkofferchen unter dem Regal heraus.

Der Verschluss klemmt etwas und Aimeé hilft eifrig, die Schnalle zu öffnen. Wie ein kleines Kind kramt sie aufgeregt, bis sie ein Bild ihrer Mutter gefunden hat.

„Schau, das ist sie“, ruft sie begeistert, „und hier, hier ist sie mit meinem Großvater, als sie auf Besuch in Israel waren.“

Olson wird hellhörig. „Erzähl mir mehr von deinem Großvater!“

„Ja, ich habe darüber nachgedacht, was ich aus Erzählungen meiner Mutter noch

von ihm weiß. Immer, wenn sie von ihm erzählte, spielte das Buch eine große Rolle. Jeden Sabbat, wenn mein Großvater in den Betsaal in der oberen Herrngasse ging, nahm er das Buch mit, um mit dem Rabbi und einem sehr gebildeten Juden, der in der Herrngasse eine riesige Bibliothek hatte, darin zu lesen. Ich erinnere mich an einige Bilder meines Großvaters als Kind ...hier siehst du ihn als kleinen Sieder, da im Sportverein und irgendwo...“ sie sucht hektisch zwischen den Fotos, „muss auch das Bild sein, auf dem er das Buch in der Hand hat... hier habe ich es!“

Olson beugt sich über ein altes Foto. Ein kleiner Junge mit stolzem Fotogesicht, angetan mit einem jüdischen Gebetsschal, hält stolz ein sehr dickes uraltes Buch mit hebräischem Titel in den Händen. Olson dreht das Foto um, es ist datiert: 1925! „Da war mein Großvater...lass mich rechnen...2001 war er bei mir in Berlin, da war er 84 Jahre, also 1917 geboren, folglich 1925 8 Jahre alt. Er muss ein wissbegieriges Kerlchen gewesen sein. Großvater hat, so erzählte er selber immer lachend, den Rabbi immer mit Fragen gelöchert und damit ziemlich genervt. Er hat unheimlich viel über Kabbala gewusst und hat sich bis in sein Alter sich intensiv mit Zahlenmystik auseinandergesetzt.“

„Das finde ich total spannend. Hattest du einen guten Draht zu deinem Großvater?“
„Ja, wir haben uns zwar nicht oft gesehen, weil er in Amsterdam wohnte, aber wir hatten dieselbe Wellenlänge. Ich sehe ihn noch in Berlin im Frühjahr 2001 im Restaurant „Schalom“ seinen „gefüllten Fisch“ essen und sich wahnsinnig über diesen Fälscher, Golan oder so ähnlich hieß er, aufregen. Dieser Antiquitätenhändler hat einen „Stein aus dem Tempel Salomos“ in wissenschaftliche Kreise eingeschleust. Sämtliche Gutachter hatten damals die Echtheit bestätigt. Es folgte eine archäologische Kriminalgeschichte ohne Gleichen, bis er als Fälscher entlarvt wurde. Erinnerst du dich, das ging damals als absolute Sensation durch die Presse, war sogar ein Politikum im Nahen Osten. Mein Großvater ereiferte sich; „Das kann nicht sein, das Buch kann nicht irren. Der Rabbi und Dr. B. haben damals errechnet große Fälschung für diese Zeit. Ich kenne die Mischpoke dort, sind sehr geschickte Leute, Juden eben, allen voran der Golan. Ich weiß, die planen schon lange etwas Großes, die haben die Chuzpe, die ganze Welt an der Nase herum zu führen...und machen auch noch Reibach damit!“

„Und wo ist das Buch jetzt?“ fragt Olson gespannt.

„Keine Ahnung, meine Mutter sagte auch, dass es irgendwo in Hall sein müsse.“
Aimeé wirkt müde, Olson dagegen hellwach.

„Darf ich noch etwas in den Sachen stöbern, Aimeé, während du schläfst?“

„Natürlich, Markus, du kannst alles anschauen.“

Es ist friedlich und schön, alle sind um mich, die mir nahe stehen. Aimeé schläft erschöpft, Leo liegt unter dem Fenster auf einem alten Teppich und jagt im Schlaf mit zuckenden Beinen Katzen nach.

Ich dagegen tauche ein in eine frühere Welt, die mich zu faszinieren beginnt.

Gerührt betrachte ich alte Kinderbilder von Aimeé mit ihrer Mutter, mit dem Großvater und der Großmutter, doch nie sehe ich einen Vater. Ich muss sie bei Gelegenheit einmal vorsichtig danach fragen. Einige alte Briefumschläge finde ich noch auf dem Boden des Koffers, ich schaue flüchtig hinein. Alte Programme der Freilichtspiele, Jedermann mit Leopold Biberti in der Titelrolle, Rechnungen von Wäschereien etc. Einen Umschlag finde ich separat in einer Seitentasche des Koffers. Mit altem Kohlestift ist die Zahl 1938 darauf vermerkt.

Ich nehme die Zettel vorsichtig heraus. Als Erstes sehe ich einen Fahrplan für Fernverbindungen mit Anschluss nach Übersee. Mit Bleistift hat jemand eine Verbindung nach Amsterdam markiert.

Der nächste Zettel ist eine Quittung eines Antiquitätengeschäfts aus der Mauerstraße, das die Aufbewahrung eines Buches bestätigt. An diese Bestätigung ist eine Expertise angeheftet, die in altdeutscher Sütterlinschrift und Hebräisch geschrieben ist. Mein Herz rast, als ich folgendes lese:

Das mir vorliegende Buch der Bücher ist von allergrößter Bedeutung. Es enthält eine sehr seltene Lehrform der Kabbala, kann durch eine einzigartige Form des Rechnens die Zukunft mit ziemlicher Genauigkeit voraussagen. Habe noch nie Derartiges gesehen und bin schon lange in Gewerbe tätig. Schätze Alter des Buches ca. 600 Jahre, gutes Pergament, schätze Kölner Raum, Tinte dito.

Es folgen einige Zeilen hebräisch und eine Zahl in Reichsmark: RM 100.... Die letzten Ziffern sind wegen eines Wasserflecks nicht lesbar.

Wiederum in Sütterlinschrift ist ein PS. angefügt: Nach Auflösung meines Geschäfts das Buch an Dr. B., Obere Herrngasse, zur Aufbewahrung in seiner Bibliothek übergeben. Stempel 7.3.1938, gezeichnet Izhak H., Antiquitätenhändler.

Ich schaue auf die Uhr. Es ist 17 Uhr 25.

Aimeé schläft, ich schnappe Leo und verlasse das Haus. Ärgerlicherweise klemmt die Tür, ich kann sie nicht abschließen. Naja, ich bleibe ja auch nicht allzu lange.

Das Stadtarchiv hat heute bis 18 Uhr geöffnet. Also habe ich noch genügend Zeit.

Eine sympathische Dame hinter dem PC fragt, ob sie mir helfen kann.

„Leo, Platz!“

Ich frage nach dem jüdischen Leben zur Nazizeit in Schwäbisch Hall. Sie zeigt mir eine Veröffentlichung des Stadtarchivs, das genau mein Thema wissenschaftlich erforscht hat. Ich erwerbe die vier Hefte und setze mich mit Leo an meinen Stammplatz im Marktcafé. Nachdem ich mir einen Capuccino und Leo ein Wasser bestellt habe, fange ich an zu blättern.

Heft 4: 1933 bis zur Gegenwart. Ich suche das Jahr 1938.

Ich lese mit Scham und Entsetzen auf der Seite 17 über die Ereignisse am 9.

November 1938: „Zwischen 2 und 3 Uhr drang der braune Pöbel mit Äxten, Beilen und Pickeln über die Obere Herrngasse in den Betsaal ein und demolierte ihn systematisch. Auch der Thoraschrank wurde zerschlagen, die Schriftrollen in den Schmutz getreten...“ Mir wird übel, als ich etwas weiter unten lese: „Auch in der Wohnung von Dr. B. und seiner Frau R. wüteten die SA-Leute und warfen Einrichtungsgegenstände und die 3000 Bände zählende Bibliothek auf die Straße und in das Feuer auf dem Marktplatz.“

Ich sitze wie gelähmt, ich zahle mechanisch und lasse meinen Capuccino unberührt stehen. Leo schaut mich fragend an und läuft verwundert wegen des schnellen Aufbruchs neben mir her. Meine Füße zieht es magnetisch zu diesem Stern im Kopfsteinpflaster, den ich schon einmal flüchtig beachtet hatte. Nun stehe ich davor und erinnere mich an einen Satz in dem Artikel: „Manche Haller Bürger waren über die Vorgänge dieser Nacht entsetzt. Es gab jedoch auch genug Schadenfreude und Zustimmung...“ Mein Gott, was für ein Irrsinn!

Sie sitzt entspannt auf dem kleinen blaugrauen Clubsessel, der in Franks Hotelzimmer steht. Das linke Bein hat sie auf das dazugehörige Tischchen gelegt und der in die Luft zeigende Fuß wippt lässig auf und ab.

Ihre heute stark schwarz geschminkten Augen schauen unter den langen Ponyfransen ruhig auf die männliche Gestalt, die leise schnarchend auf einer Hälfte des zerwühlten Bettes liegt.

Lange sitzt sie schon da, vielleicht eine Viertelstunde, vielleicht eine halbe, wer weiß das schon, und hat sich langsam an den Geruch von ungemachtem Bett, kaltem Zigarettenrauch und Männerschweiß gewöhnt. Das Tropfen der Dusche zerteilt die

Zeit in kleine Schnipsel, manchmal stockt das Tropfen und das Herz scheint still zu stehen.

Wie eine schläfrige Katze erfassen ihre Augen fast ohne zu blinzeln das Bild, das sich ihr bietet .

Mein Gott, er sieht immer noch süß aus, wenn er so daliegt und schläft. Seine Stirn unter dem schon etwas schütterten schwarzen Haar ist angestrengt gerunzelt, die Augenbrauen bewegen sich, die Augen zucken unruhig, wahrscheinlich hat er wieder einen seiner Angstträume. Man sollte ihn wecken und tröstend in die Arme nehmen... jaja, wie früher... das graue T-shirt (ich habe es ihm zu Weihnachten geschenkt) ist völlig durchgeschwitzt, die Decke ist viel zu dick für dich, Frank! ... Als hätte er die Gedanken erraten, bewegt er sich heftig, wechselt die Schlafstellung, indem er sich auf die andere Seite dreht und die Decke zwischen die Beine klemmt. Mensch, bin ich erschrocken, mein Herz schlägt wie verrückt ...als ob es sie noch gäbe, diese faszinierende Gleichzeitigkeit der Gedanken zwischen dir und mir! Aber eigentlich hasse ich dich dafür, Frank!! Außer bei dir und Kosminski ist mir so etwas nie bei einem Mann passiert. Alle die Männer, die ich geliebt habe, waren entweder knallharte Jungs oder beziehungsunfähige Wirrköpfe aus dem Polit-Untergrund. Und auf d e n Prinzen, den Kosminski gern für sein Töchterchen gehabt hätte, hatte ich nun wirklich keine Lust. Ich fand es viel interessanter, in entsprechenden Kreisen nach den Kickerwettkämpfen mit Leuten zu sprechen, die Pässe fälschen und eine Ahnung von Sprengkörpern hatten. Die Welt war und ist immer irgendwo ungerecht und das bringt Geschäft ...

Meinen ersten Freund Christian sah ich zu meiner Verwunderung zufällig auf einem Fahndungsplakat der Berliner Polizei abgebildet, und dabei war der so lieb zu mir! Waffen soll er geschmuggelt haben, das konnte ich mir zum damaligen Zeitpunkt noch gar nicht vorstellen. Irgendwie fand ich das schon echt cool...Schießen konnte der! Weißt du, dass ich mindestens so gut schieße, wie du kickerst, Frank Stech, weißt du das?

Aber richtig unterhalten konnte ich mich nur mit dir, Frank, und du Idiot hast nicht gemerkt, wie sehr ich so etwas brauchte. Kosminski nie da, meine Mutter über alle Berge, und ich fast immer allein mit meinen Gedanken. Die Freunde hatten für so was kein Interesse. Irgendwie kam ich schon klar, man lernt das, wenn man immerfort umhergeschoben wird und nirgendwo jemanden hat, der...

Sie zuckt heftig zusammen, denn Frank hat nach einem lauten Schnarchen angefangen zu husten und beginnt sich zu räkeln. Fast zärtlich kuschelt er sich noch einmal in sein Kopfkissen. Marion nimmt die Haltung einer Raubkatze kurz vor dem Sprung ein, alle ihre Muskeln scheinen angespannt.

Er reibt sich die Augen und schaut wie immer als erstes auf die Uhr. Marion erstarrt zur Salzsäule. Frank scheint etwas zu spüren, etwas, was sticht: Marions Blicke. Er fährt herum und seine Arme rudern durch die Luft, als wollte er einen Feind abwehren. Ein hilfloser Laut entfährt ihm und er starrt sie für einige Sekunden aus entsetzt geweiteten Augen an.

„Ball flach halten, Frank Stech, ich bin´s nur!“ ... *Wenn er wüsste, wie mein Herz rast!*
„Scher dich zum Teufel, du falsche Schlange!“ ... *Aua, diese verdammten Schmerzen überall!*

„Frank, hör mir bitte noch einmal zu ... warte, ich bring dir ein Glas Wasser und ein Aspirin!“ ... *Scheiße, er tut mir so leid, wie er so dasitzt mit zerwuscheltem, verschwitzten Haaren und verknautschtem Gesicht ...*

Marion geht in das Bad und füllt das Zahnputzglas mit Wasser. Während die Tablette schäumt, versucht sie, die tropfende Dusche zum Schweigen zu bringen, es gelingt ihr nicht...

„Danke“, murmelt Frank, als sie ihm das Glas reicht „...und warum hast du nicht gleich eine Anstaltspackung für mich aufgelöst, dass ich auf direktem schmerzfreien Weg gleich ins Nirwana komme?“ ... *Irgendwoher kenne ich diesen Typ Frau, die fürsorglichen Todesengel, die einerseits Aspirin bringen, andererseits Bomben...*
Marion muss aus dem Fenster schauen, das hat gegessen. Frank steht wohl das Wasser bis zum Hals, er greift wieder zu seiner Art der zynischen verbalen Selbstverteidigung.

Die Dusche tropft.

Er kippt den Inhalt des Glases auf ex, schüttelt sich und sagt in bemüht geschäftsmäßigem Ton: „Fräulein Kosminski, was haben Sie sich eigentlich bei dieser Story gedacht? Ich höre!!“

„Frank, ich wollte ...

„Ich wollte, ich wollte, fängt jetzt wieder das Gefühlsgesülze an?? Verarscht hast du mich und ich hab dir sogar noch geglaubt, ich Idiot! Ich hab geglaubt, du willst mir hier in diesem Scheiß-Schwäbisch Hall helfen, aber nein, du hast um mich herumtaktiert, mich zum Affen gemacht, mich zusammenschlagen lassen und ...“, er japste

vor Wut, „ willst mich zum Vater des Enkels von Kosminski machen!!!“ Seine schwarzen Augen scheinen Marions Unterbauch zu durchbohren, „...oder“, seine Stimme wird drohend „...das Fräulein Kosminski nimmt es in dieser Sache mit der Wahrheit auch nicht so genau!“

Die Dusche tropft jetzt schneller und unregelmäßig.

Er starrt sie an ...wie sie da vor dem Fenster steht, in den Jeans, dem Wickel -T-shirt wirkt sie zerbrechlicher als sonst. Wird man so, wenn man schwanger ist? Keine Ahnung. Die Augen hat sie heute wieder kampfeslustig geschminkt, will dadurch wohl intellektueller wirken. Sie fasst sich verlegen in die langen dunkelblonden Haare, was sie immer tut, wenn sie nicht weiter weiß. Sie runzelt die Stirn und schaut wie ein trauriges Kind auf den Boden, sie wirkt einsam und irgendwie verlassen.

„Frank, dass ich Kosminskis Tochter bin, wollte ich dir im Guten sagen und das Andere...weißt Du, ich war so sauer auf dich damals in Berlin. Ich hab geträumt, wir machen´s uns richtig schön, mit Spaziergängen im Regen, gemeinsam baden, Teestunde mit Kerzen und viele Gespräche über Gott und die Welt, ruhig auch mal über Kultur, von der ich so wenig weiß. Und was war?? Ich sitz in deiner versifften Wohnung, warte ewig auf den gnädigen Herrn, der Tee wird kalt, der Sekt schal, und irgendwann war meine Kerze heruntergebrannt. Dann bin ich einfach mal ins Theater gegangen. War in so was noch nie. War schon irgendwie abgefahren, die feinen Leute und so. Das Stück hat ein gewisser Peymann geleitet oder wie das heißt. Da gab's unheimlich Randalen danach. Buh- Rufe und so. Ich hab dann in einer Bar in der Nähe einen Schauspieler vom Theater kennengelernt. Der war z i e m l i c h süß und er hat mir erzählt, dass dieser Peymann wollte, dass der RAF-Terrorist, wie hieß er gleich, Christian Klar, auf Freigang als Praktikant ans Theater sollte. Da war aber bei der CDU was geboten, das kannst du dir denken. Das war, glaube ich, letztes Frühjahr.

Ich fand das aber crazy. Das hat mich fasziniert. Warum nicht zwischen den Wirtschaftsbossen und Kulturheinis kurz mal eine Bombe zünden, dass die Roben und Sakkos so richtig flattern.

Vielleicht tun die Damen und Herren Theaterbesucher dann eher etwas für die armen Straßenkinder in Berlin, die sich auf dem Strich anbieten müssen, um zu überleben! Wie sagte Nitro-Jannis beim Basteln neulich? Wer nicht hören will, muss fühlen! ... Nun darfst du kombinieren, was die Kästchen und der Knall vorhin sollte. Ganz

ausgefeilt war es wohl noch nicht, ich hab noch zuviel Schiss, dass ich die Menschen wirklich treffe, ich will ja auf unsere Ziele aufmerksam machen.“

Tropft die Dusche nicht mehr, oder doch?

Frank hat den Atem angehalten. Sein Kopf dröhnt, in seinen Ohren schrillt ein durchdringender Ton...

Margarete von Trotta: „Bleierne Zeit“, der Film über Gudrun Ensslin! Jetzt weiß ich auch, an wen sie mich erinnert. Die Figur, die Bewegungen, das Gesicht, ihr Verhalten...oh Mann, wenn ich das früher geschnallt hätte!!!

Marion hat sich in Fahrt geredet, die Augen sprühen nur so zwischen dem schwarzen Kajal, ihre Ponyfransen vibrieren bei jedem Wimpernschlag. Sie gestikuliert mit den Armen, es fallen Worte wie „Kampf“ und „bessere, gerechtere Welt“ ...

Wie er so dasitzt, die Lusche, in seinem Geisteswissenschaftlerhirn befinden sich keinerlei Visionen, was die Welt angeht. Wird sich am Ende seines Lebens fragen lassen müssen, was er eigentlich die ganze Zeit hier auf der Erde Sinnvolles getan hat. Ich fühle mich gut, ihm endlich mal sagen zu können, wo es meiner Ansicht nach Handlungsbedarf gibt. Wie geplättet er dasitzt, das hätte er mir wohl nicht zugetraut. Gelobt sei, was hart macht!

Frank hat langsam Gewalt über das Chaos seiner schwirrenden Gedanken. Er kommt sich vor wie in einem schlechten Film.

Mein Gott, was für eine verletzte Seele. Sie dreht ja total ab, die ist ja radikal! Ich Trottel hab es nicht gemerkt, hab gedacht, sie zickt hormonbedingt, wenn sie mich auf dem Handy im Kickerclub anrief, ich solle doch bitte heimkommen. Ich habe mich auch noch über sie lustig gemacht! Ich hab sie abgeschüttelt wie eine streunende Katze, wenn sie Zärtlichkeiten wollte und ich zuviel getrunken hatte. Erst jetzt, wo ich selber ein Problem habe, sehe ich, was sie für ein Mensch sein kann. Und jetzt noch die Sache mit dem Kind! Hätte ich nur...

„Marion, Sabine, Chefin oder wie soll ich dich jetzt nennen, darf ich auch mal reden? Wie geht es weiter? Es ist schon komisch, dass du mich zuerst von Knut zusammenschlagen lässt und ich dann verletzt das Kickerturnier spielen soll. Ich weiß überhaupt nicht, ob mein Arm das mitmacht, ich glaube, er hat ziemlich viel

abbekommen.“

„Also ich schlage vor, dass wir...“

In diesem Moment läutet Marions Handy.

„Hallo, ja Papa, bist du wieder zurück?... Wo bist du??? ...Was ist passiert? Ja, ich komme sofort!“

„Frank, du musst mitkommen, Kosminski ist in Aimeés Haus, wir müssen schnell kommen, es geht ihm schlecht!“

„Ich handle nur auf Anweisung!“, versucht er zu scherzen.

„Das ist eine!“, brüllt ihn Marion an, und hat wieder diesen wilden, kalten Blick, der Frank sich beeilen lässt. Hastig schlüpft er in die Kleider und eilt hinter Marion her.

Sie eilen durch die Stadt, sie voraus, er kämpft wie damals bei Aimeés Verfolgungsjagd mit seiner Kondition.

Die Gartentür ist offen, ebenso die Haustüre. Als sie eintreten, kommt ihnen ein leichenblasser Olson entgegen.

„Er ist unten“, sagt er und zeigt die Treppe hinunter.

Marion stolpert fast, als sie die Kellertreppe hinunterhastet.

Der Dicke sitzt mit dem Rücken zur Tür vor dem Kickertisch.

„Papa?“ Marions Stimme piepst kindlich.

Sie ruft deutlicher: „Papa!“

Sie legt ihm die Hand auf die Schulter, schreit.... „Papaa!!!“

13. Kapitel: Melissa Pelgrim

„Irgendetwas läuft grundsätzlich schief“, dieser Satz ist mein Aushängeschild, der ist wie maßgeschneidert für mich und seit ein paar Tagen scheint er mit Leuchtschrift auf meiner Stirn zu stehen, so dass jeder, der mich anschaut, weiß, dass man bei mir nichts mehr falsch machen kann. Was da in den letzten Tagen geschehen ist, möchte ich nicht einmal als déjà-vu wieder erleben.“

Bernie schaut Frank aus den Augenwinkeln an, als wenn er sagen wollte: erzähl weiter, während er gleichzeitig die Tische abwischt und die Stühle zurechtstellt. „Irgendwas ist total schief gelaufen. Wann das anfang? Keine Ahnung, aber bestimmt nicht erst, seitdem Kosminski auf der Bildfläche aufgetaucht ist. Weißt du, wenn ich die Wahl hätte, wie ich mir augenblicklich meine Zukunft vorstellen könnte? Einen festen Job hätte ich gerne, mit geregelten Arbeitszeiten und Urlaubsansprüchen. Am liebsten wäre ich Außendienstmitarbeiter bei der Bewag. Na ja, Außendienstmitarbeiter bin ich genau genommen jetzt schon und Bewag heißt das gar nicht mehr, irgendwas mit Vattenfall Berlin, VfB sozusagen, det klingt gut, wa? Außendienstmitarbeiter klingt auch gut. Ich würde den Leuten die Stromzähler ablesen und käme in Berlin richtig viel herum. Vielleicht würde ich dabei mal ein paar ganz normale Leute kennen lernen. Ach ja, vielleicht würde ich sogar einen Bausparvertrag abschließen, in Schwäbisch Hall natürlich, und auf eine Wohnung in Wilmersdorf sparen. Aber ich glaube, ich habe gar keine Wahl.“

Bernie geht mit einem Korb nach draußen und kommt kurze Zeit später wieder rein, den Korb randvoll mit Brennholz gefüllt. Frank fährt fort: „Kosminski ist tot, weißt du. Erschlagen. Von Olson oder wie immer der Typ heißen mag. Und mir wollten sie's in die Schuhe schieben. Mann, was habe ich ein Glück gehabt, dass ich ausnahmsweise einmal im Leben so geistesgegenwärtig war und die Gefahr sofort erkannt habe. Olson war genauso scharf auf dieses Buch wie Kosminski, und als Olson Kosminski erwischt hat, wie er vor dem Kickertisch saß und diese alte Schwarte in der Hand hielt, muss er zugeschlagen haben. Irgendwie hat Kosminski es noch geschafft, Marion oder Sabine, ach Kacke oder was weiß ich, anzurufen. Hörst du mir eigentlich zu Bernie? So jedenfalls könnte es gewesen sein.“

Bernie ist konzentriert damit beschäftigt, Feuer im Ofen zu machen, damit die Hütte warm wird. Das Sommerhoch ist einem ausgedehnten Tief gewichen und von den Azoren ist in nächster Zeit kein Nachschub zu erwarten. „Natürlich höre ich dir zu, Frankie, ich habe dir immer zugehört, auch wenn ich nicht immer auf dich gehört

habe. Wenn ich das je getan hätte, säße ich wahrscheinlich jetzt ebenso tief in der Scheiße wie du.“

„Mag sein Brüderchen, ich habe schon immer deine Klugheit und deine Sanftmut bewundert. Die Scheiße der Kühe, mit der du es hier zu tun hast, ist wahrlich von harmloserer Art als der Berliner Sumpf. Weißt du, als ich Kosminski so zusammengesunken dasitzen sah, da dachte ich: gottseidank, den alten Sack hat's endlich erwischt. `I ain't gonna work on Maggie's Farm no more` hätte Bob Dylan wahrscheinlich in dieser Situation gesungen. Aber glaub mir, als ich sah, wie Olson und Sabine sich kurz angeguckt haben, einen Augenblick in stillem Einverständnis, da war mir klar, dass sie gemeinsam mich zum Sündenbock machen würden. Ob die zwei sich kannten? Ich weiß es nicht, aber ich bin sicher, dass sie sich in diesem Moment einig waren. Der Moment kam mir wie eine Ewigkeit vor. Und diesmal war ich schneller. Wenn ausgiebige Kickerstunden mir irgendwas genützt haben, dann war es Reaktionsschnelligkeit. Wie von der Tarantel gestochen bin ich aus dem Keller raus, bin die Treppe rauf hab die Tür zugeknallt und es gerade noch geschafft, den Riegel vorzuschieben und dann nix wie weg. Die verratzte Tür hatten sie bestimmt bald aufgebrochen, aber immerhin hatte ich einen kleinen Vorsprung.“

Frank steckt sich eine Zigarette in den Mund und sucht sein Feuerzeug. „Nichts da“, sagt Bernie und mit einer blitzschnellen Bewegung hat er Frank die Zigarette aus dem Mund gezogen. „Rauchverbot in der ganzen Hütte. Weißt du, wie gut Holz brennt und weißt du, wie lange die Feuerwehr braucht, bis sie hier oben ist. Wenn ich dich beim Rauchen erwische, schmeiß ich dich raus, da hört meine Sanftmut auf.“

Frank stöhnt. „Das kannst du mir nicht antun, Brüderchen. Ich bin völlig am Ende und du verbietest mir das Rauchen!“ - „Hör auf, ich meine es ernst. Vielleicht bist du wirklich am Ende, aber hier bist du vor allem am Ende der Welt und wenn du Dampf ablassen willst, geh raus und steig auf einen von diesen Dreitausendern da draußen.“ - „Du Witzbold, ich hab's mit Hängen und Würgen bis hierher geschafft und geh keinen Schritt weiter.“

Frank greift zu einem der Bierdeckel mit der Aufschrift Zillertaler Bier, die in einem Plastikbehälter auf dem Tisch stehen und reißt ihn in kleine Fetzen. „Mann, war ich froh, dass ich mein Auto am Bahnhof stehen hatte, das ist scheinbar der einzige Ort in dieser merkwürdigen Stadt, wo man keine Parkgebühren zahlt. Kosminski hatte zwar gemeint, ich solle mit dem Zug fahren, aber ich hab's mir anders überlegt, im Auto kann ich wenigstens Bob Dylan hören: ‚There must be some way out of here,

said the joker to the thief. There's too much confusion, I can't get no relief'. So was in der Art hätte gepasst. Ist dir schon mal aufgefallen, dass Bob Dylan zu jeder Lebenslage irgendetwas zu sagen hätte. Damit stellt er sogar Geheimrat Goethe in den Schatten. Ich also raus aus Aimees Haus und im Affentempo auf Schleichwegen zum Bahnhof. Ich hab gekeucht wie ne Dampflokomotive und war wirklich kurz davor, mir wieder einmal ernsthaft vorzunehmen, mit dem Rauchen aufzuhören. Aber das war alles vergessen, als ich mein Auto erreicht hatte, und zum ersten Mal war ich glücklich, so einen langweiligen silberfarbenen Golf Baujahr 2000 zu haben, der in seiner Unauffälligkeit geradezu unübertrefflich ist. Glaub mir, in 5 Minuten hatte ich die Stadtgrenzen in Richtung Stuttgart hinter mir gelassen und dann bin ich endlose Landstraßen gefahren durch kleine Käffer, in denen dir höchstens ein Hund hinterherbellt und fühlte mich wie Doktor Kimble auf der Flucht.“

Auf dem Tisch ist inzwischen ein Berg von Bierdeckelschnipseln gewachsen. Das Feuer im Ofen brennt. Bernie geht in die Küche und kommt mit zwei Kaffeetassen zurück. „Milch und Zucker?“ fragt Bernie. „Schwarz ist gut“, antwortet Frank und fährt fort. „Wenn Kosminski wirklich tot ist, dann fängt das Gerangel um seine Erbschaft jetzt an, das gibt ein Hauen und Stechen in der Berliner Halbwelt. Jeder will ein möglichst großes Stück von dem Kuchen an Macht und Einfluss, von dem Kosminski bisher alleine fett geworden ist. Mich würde nicht wundern, wenn Olson einer der Anwärter ist, irgendwie kommt's mir so vor, als ob Olson und Kosminski sich kennen, ob Olson nun Konkurrent von Kosminski, Kofferträger oder einfach nur wie ich ein Rudersklave im Unterdeck ist? Jedenfalls ist er kein ernstzunehmender Regisseur, ebenso wenig wie Sabine-Marion keine Schauspielerin ist, jedenfalls keine echte. Kannst du dir das vorstellen? In dieser Stadt machen sie seit 1925 Freilichttheater. Am Anfang haben sie jedes Jahr den Jedermann gespielt, dieses antiquierte Hugo-von-Hofmannsthal-Stück, in dem Jedermann – so ein Kosminski-Typ – in Saus und Braus lebt und dann kommt der Tod und sagt, dass es vorbei sei, dass er den Jedermann abholen will. Der hat natürlich nicht das geringste Interesse, versucht sich rauszureden, schließlich hat er ziemlich viel Kohle, aber der Tod fackelt nicht lange, gibt ihm aber einen kurzen Aufschub, damit Jedermann seine irdischen Angelegenheiten - wie man so sagt - regeln kann. Erst trödelt er so rum, aber kurz vor Toreschluss fängt Kosminski-Jedermann plötzlich an zu bereuen und zu beten und so weiter. Und was passiert? Seine Seele wird gerettet! Fazit: Du kannst im Leben das größte Arschloch sein, es reicht, wenn du am Ende noch ein bisschen

was für dein Seelenheil tust und du fährst mit einem Erster-Klasse-Ticket ins Jenseits. Na ja Kosminski scheint nicht wirklich Zeit gehabt zu haben für solche Raffinessen, der schmort wahrscheinlich jetzt in der Hölle“, kichert Frank. „Jedenfalls haben sie das jedes Jahr gespielt, erst hauptsächlich mit Laiendarstellern. Aber inzwischen machen die richtig professionelles Theater! Deswegen kann ich beim besten Willen nicht verstehen, was Olson, Sabine oder Lottermann da zu suchen haben. Entweder ist der Intendant ein Vollidiot, dass er Leute unter Vertrag nimmt, die sich mehr für ihre Edelköter interessieren, zu viele Agentenfilme gesehen haben, sich lieber vollaufen oder sich rausschmeißen lassen und einen auf Indiana Jones machen. Oder aber – und das wäre wirklich prickelnd – die Verantwortlichen der Stadt, allen voran der Oberbürgermeister, stecken mit Kosminski unter einer Decke und jeder will der erste sein, der die Kiste mit dem Gold und dem Geld findet. Ha, das wären Schlagzeilen: Süddeutsches Vorzeigestädtchen als Außenstelle der Berliner Mafia versucht mit dubiosen Mitteln Haushaltslöcher zu stopfen“.

„Jetzt halt mal die Luft an Frankie, ich glaube, deine Fantasie geht mit dir durch“, Bernie lacht und räumt die Tassen weg. „Komm mit in die Küche, ich muss das Essen vorbereiten und du kannst mir helfen. Heute Abend kommt eine Gruppe mit 10 Personen aus Kassel, die werden ordentlich Hunger haben und Durst vor allem. Sabine kommt erst übermorgen von Ihrer Mutter zurück, also kann ich deine Hilfe gut gebrauchen.“

Bei dem Namen Sabine erstarrt Frank und guckt Bernie erschüttert an. „Bleib ruhig Frankie, Sabine ist seit 5 Jahren meine Freundin, du kennst sie und für den Namen kann sie nichts.“

Gegen Abend füllt die Hütte sich. Die Kasseler haben sich über irgendeinen unwirtlichen Gipfel gequält, was bei dem einsetzenden Regen kein Zuckerschlecken gewesen sein kann und nachdem sie sich die dampfenden Schuhe ausgezogen und sich so gut es geht frischgemacht haben, sitzen sie im warmen Gastraum und trinken und essen und trinken und spielen Karten und reden und trinken. Frank hilft so gut er kann, verwechselt Skiwasser und Almdudler, Grünen Veltliner und Kalterer See, aber die Gäste sind zufrieden, genießen die wohlige Wärme und schmunzeln über den hilflosen Kellner, der das Besteck beim Abräumen fallen lässt und sich Reste von Salatsoße über die Hose gießt.

„Irgendwie ist das hier völlig anders als bei Elvis“, wundert sich Frank, „Da weiß man wenigstens, mit wem man's zu tun hat. Die Leute hier müssen doch wirklich nicht

ganz dicht sein, dass sie freiwillig bei Wind und Wetter diese beknackten Berge rauflaufen, sich nachts von 10 Pennern die Ohren vollschnarchen lassen und morgens beim Zähneputzen Schlange stehen“, sagt Frank beim Abwasch in der Küche. Aber Bernie erwidert gelassen: „Gewöhn dich schon mal daran, das sind die Leute, denen du demnächst die Stromzähler ablesen wirst. Vielleicht sind sie genauso auf der Flucht wie du, fliehen vor dem Büroalltag, vor ihren Beziehungskisten, vor dem Fernseher und dem täglichen Stau im Berufsverkehr. Jeder steckt auf seine ganz eigene Art in der Scheiße, aber hier oben verschwindet sie für kurze Zeit aus dem Leben.“

„Oh Bernie, ich wünschte, sie würde für immer aus meinem Leben verschwinden!“

„Gehen wir schlafen. Zur Zeit ist hier nicht viel los, so kannst du ein Vierbettzimmer für dich allein haben. Ich geh’ davon aus, dass du weder Zahnbürste noch Unterwäsche dabei hast. Ich werde dir was rauslegen, also gute Nacht.“

Als Frank im Bett liegt, nur durch ein dünnes Baumwolltuch geschützt vor den rauen Woldecken, wundert er sich über die Ruhe. Die Gedanken an Berlin und Schwäbisch Hall verblassen allmählich unter der gleichmäßigen Rauschkulisse eines nahen Baches und im Einschlafen weckt ihn für einem kurzen Augenblick das Staunen darüber, dass sein kleiner Bruder Bernie der einzige Mensch ist, auf den er sich schon immer verlassen konnte.

Am nächsten Morgen, als das Frühstück abgeräumt ist und alle Gäste die Hütte verlassen haben, drückt Bernie Frank ein Paar alte Wanderstiefel in die Hand und sagt: „Probier mal, die müssten dir passen, wir geh’n ein Stückchen, hier ist jetzt sowieso nicht viel zu tun.“ – „Wollsocken und Wanderschuhe“, wundert sich Frank, „so was habe ich mein Lebtag noch nicht angehabt.“

Vom Himmel keine Spur, ein eisiger Wind weht um die Hütte, die sich in einer Höhe von 2227 Metern überm Meer an den Hang schmiegt. Hinter der Hütte steigt ein schmaler Weg steil bergan. Bernie geht voraus. „Mensch, wenn ich Marion noch mal zwischen die Finger kriege!“ beginnt Frank von neuem. „So durchtrieben kann man doch gar nicht sein. Erst ist sie lieb und nett und ich fange schon an mir ein schlechtes Gewissen zu machen, dass ich sie hab sitzen lassen. Oder war sie es, die mich hat sitzen lassen? Keine Ahnung. Aber ich steh einfach nicht drauf: auf Candle-Light-Diner und gemeinsam Baden und so, und Kuschel-Rock aus dem CD-Player. Es kam mir immer so vor, als wenn Marion das so wollte. Ich kann doch nicht ahnen, dass sie aus lauter Frust zur Terroristin wird. Oder sie ist wirklich eine

verdammt gute Schauspielerin und hat mir die ganze Zeit die enttäuschte Verliebte vorgespielt. Aber ihre Wut auf mich, die war echt und die zielte nur darauf, mir eins auszuwischen. Wahrscheinlich hat sie Papi Kosminski rumgekriegt, einen auf geheimnisvoll zu machen und mich auf die Reise zu schicken, ohne Papi die ganze Wahrheit zu sagen. Ob sie wirklich schwanger ist? Vielleicht ist das auch nur wieder ein abgekartetes Spiel und von Anfang bis Ende gut inszeniert mit diesem Gorilla Eisele.“

Frank keucht. Der Weg führt unerbittlich weiter aufwärts. Frank schweigt, weil ihm schon lange die Luft ausgegangen ist und Bernie scheint keine Gnade zu kennen. Frank hängt seinen Gedanken nach: warum gelingt es mir nicht, ein ganz normales Leben zu führen, vielleicht nicht völlig normal, aber wenigstens ein bisschen normaler. Wenn man Freundin und Kind hat, was wäre so schlimm daran? Das muss noch lange nicht heißen, dass einem nur noch die Pantoffeln, die Tagesschau, Thomas Gottschalk und Günther Jauch Gesellschaft leisten. Ein Kind, wie sollte er dafür sorgen können, wenn er selbst kaum zurechtkommt und nur als Indianer in Kosminskis Firma ein unregelmäßiges Einkommen bezieht. Marion, die alte Schlange, ist es etwa meine Schuld, dass sie die Gesellschaft von Hobby-Chemikern mit Terror-Ambitionen gesucht hat? Und dieser Brief, das hat sie eingefädelt, um mich neugierig zu machen und mich mit Lottermann zusammenzubringen. Lottermann und ich hätten uns dann entweder die Augen ausgekratzt, oder er hätte mich auf die Spur dieser Goldgrube geführt. Das erste hätte Marion gefallen, das zweite Kosminski. Und alle wussten genau, dass sie mich mit der Aussicht auf den Kicker-Wettbewerb bei der Stange halten konnten, dass ich mir das nicht entgehen lassen würde, als Sieger dazustehen und alle machen La-Ola vor mir, dem größten Loser aller Zeiten.

Bernie bleibt plötzlich stehen, der Weg führt über ein kleines Plateau, ein Bach sucht sich der Schwerkraft gehorchend seinen Weg und überall liegen riesige Gesteinsblöcke, glattgeschliffen in tausenden von Jahren durch Wind, Regen, Frost und Sonne. Bernie setzt sich auf einen großen Stein, der wie eine Bank Platz für zwei Personen bietet und Frank setzt sich dazu. Der Nebel kriecht langsam und lässt nur manchmal den Blick auf die nahen Gipfel und Gletscher zu, auf Bergmassive, die sich unendlich fortzusetzen scheinen, unnahbar und schroff, kurze Augenblicke lang, die reichen, um wie in einem Taumel von Unwirklichkeit die Welt ringsum wie eine Postkarte erscheinen zu lassen, die der Wind gleich wieder fortweht. Schweigend

beobachten sie das wechselhafte Naturschauspiel bis Frank sich wieder erholt hat.

„Warum machst du diesen Job eigentlich? Pächter einer Berghütte? Das ist fast so irre wie Lokomotivführer in Lummerland oder staatlicher Elfenbeauftragter in Island.“

„Man fühlt sich sicher hier“, antwortet Bernie. „Nahende Feinde erkennt man von weitem und kann sich drauf einstellen. Vielleicht war ich auch mal auf der Flucht.“

Frank ist erstaunt: „Du auf der Flucht? Das kann ich mir nun wirklich nicht vorstellen. Vor wem solltest du fliehen?“

„Vielleicht vor Kosminski.“ Frank zuckt zusammen, als er den Namen aus dem Mund seines Bruders hört. „Erzähl mir nicht, dass du was mit Kosminski zu tun hattest!“

„Das ist schon lange her“, beginnt Bernie. „Ich hab hin und wieder für Kosminski Übersetzungen aus dem Russischen gemacht. Irgendwann gab er mir ein Schriftstück. Es ging um einen geheimen Plan, eine Erdölpipeline sollte quer durch das Naturschutzgebiet am Baikalsee gebaut werden. Er fungierte als Mittelsmann für eine deutsche Firma und es steckte verdammt viel Geld für ihn darin. Ich hab ihm eine falsche Übersetzung geliefert und die Unterlagen einer russischen Umweltschutzorganisation zukommen lassen. Das wäre fast wie ein Selbstmordanschlag gewesen, wenn ich nicht Kosminskis einzige verwundbare Stelle kennen würde.“

„Mensch Bernie, ich glaube ich habe dich immer unterschätzt. Und was, glaubst du, ist Kosminskis Lindenblatt?“ fragt Frank neugierig. Bernie antwortet: „Diese Information war bisher meine Lebensversicherung und die ist nicht übertragbar, auch nicht innerhalb der Familie.“ – „Aber Kosminski ist tot. Das spielt doch jetzt keine Rolle mehr!“ ereifert sich Frank. „Und was, wenn er’s nicht ist?“ entgegnet Bernie, „hast du den Totenschein gesehen? Du bist abgehauen.“

„Du hast ja recht. Aber ich habe keine Lebensversicherung. Hinter mir werden sie her sein: Kosminski, wenn er noch leben würde, Eisele, Olson, Sabine“, jammert Frank.

„Mach dich doch nicht verrückt, hier bist du eine Weile sicher. Die einzigen, die dich wirklich suchen sind Eisele, weil er dich bereits für’s Kickern bezahlt hat und Sabine, weil sie dich am Boden sehen will.“

„Vielleicht hast du ja recht. Aber irgendwas geht da ab in Schwäbisch Hall und ich bin anscheinend der einzige, der keinen blassen Schimmer hat. Diese Ansammlung von finsternen Gestalten in diesem unschuldigen Städtchen: das lässt jedenfalls auf einen richtig dicken Fisch schließen, eine Kiste mit Gold und Geld oder einen Dukatenscheißer. Aber wenn die Polizei mich nun wegen Mordes an Kosminski

sucht, dann muss ich wohl oder übel erst mal ein Dauerabo für deine Hütte abschließen.“

„Was wäre so schlecht daran?“ fragt Bernie ruhig, „schau dich um. Siehst du die Gletscher? Die sind schon seit 30.000 Jahren hier, vor 80 Jahren reichten sie noch bis weit ins Tal hinunter, in wenigen Jahrzehnten werden sie ganz verschwunden sein. Die Welt ist uralt hier oben und wenn du dir eine Weile Zeit lässt, wirst du das Gefühl haben, trotzdem darin zu Hause zu sein.“ - „Na, wenn ich mal keine 30.000 Jahre warten muss, 5 Minuten könnt ich's ja mal probieren.“ „Jetzt mal im Ernst“, fängt Bernie wieder an, „bleib eine Zeitlang hier, bis Gras über die Sache gewachsen ist. Ich könnte einen Küchenjungen gut gebrauchen. Du kannst mir die Linsen aus der Asche lesen, bis eine attraktive Bergfee vorbeikommt und dich von allem Ungemach erlöst.“

Frank grinst. Die Sonne hat den Nebel aufgelöst und macht die Welt wieder bunter. Wolkenfetzen fegen über den Himmel. Frank hat Mühe, zu verbergen, dass er tief beeindruckt ist von der monströsen Weite und Leere und der atemberaubenden Stille, die nur das Reißen des Baches und das Pfeifen des Windes kennt. „Mann“, stöhnt Frank, „wenn ich hier noch 10 Minuten länger sitze, laufe ich Gefahr, wirklich ein besserer Mensch zu werden. Das kannst du doch nicht wirklich wollen, Bernie. Ich bin nicht so wie du, wahrscheinlich käme ich auf die Idee, hier ein buddhistisches Zen-Kloster zu betreiben, mit allem Schnick-Schnack und einer irren Warteliste und das alles mit Kosminskis Kohle oder dem Goldschatz aus Schwäbisch Hall. Und ich wäre der Geschäftsführer und du der Ober-Guru, was hältst du davon, Bernie?“

„Au weia, Frankie“ grinst Bernie, „ich glaube, das mit dem Stromableser ist mir irgendwie sympathischer.“ Bernie steht auf. „Woll'n wir noch ein Stückchen weiter?“

„Nee, lass mal stecken“, antwortet Frank, „das ist mir zu hoch. Wenn ich will, dass mir schwindlig wird, trink ich lieber zweidrei Bier. Da fühl ich mich sicherer. Aber sag mal, was machst du eigentlich im Winter?“

„Jeder hat so seine Stärken. Was für dich das Kickern ist, ist für mich Russisch. Ich übersetze Russische Literatur, ab Herbst ist Bulgakows Meister und Margarita dran. Hanser will eine neue Übersetzung rausbringen. Im Winter wohnen wir in München im Haus von Sabines Mutter. Sabine kümmert sich um sie, immerhin ist sie 85. Manchmal ist ihre Mutter auf Besuch bei einer ihrer anderen vielen Töchter, dann kommt Sabine im Sommer hier hoch. Ein normales Leben führen wir nicht, aber ein besseres könnte ich mir nicht vorstellen.“

Die Tage auf der Hütte vergehen wir im Fluge. Frank genießt die langen Gespräche mit Bernie und findet sogar Gefallen daran, jeden Abend andere Gäste zu bedienen. Manchmal ergeben sich richtig nette Unterhaltungen und er muss feststellen, dass diese rastlosen Bergfanatiker gar nicht so komisch sind, wie er anfangs gedacht hatte. Er wundert sich kein bisschen, als eine junge Frau ihm eines abends anvertraut: „früher oder später kommen sie alle hierher zurück“, und das glaubt er ihr aufs Wort.

Am nächsten Tag wird er plötzlich unruhig. „Bernie, ich habe das Gefühl, dass ich irgendetwas vergessen habe. Diese Bombenattacke geht mir nicht aus dem Sinn. Es hat gekracht, das hat man nicht nur gehört, sondern auch gesehen. Natürlich habe ich gleich an die Bombe unter der Treppe gedacht, aber die Treppe stand noch, als ich ins Hotel zurückging und dort habe ich mich gleich schlafen gelegt.“ – „Mann, wenn irgendwo in dieser kleinen Stadt eine Bombe hochgeht, das muss man doch mitkriegen“, sagt Bernie entgeistert. „Du musst doch was gemerkt haben!“ - „Tja, jetzt wo du's sagst, erinnere ich mich. Marion und ich sind vom Hotel zurück zu Aimees Haus, als Kosminski angerufen hat und da hörte man unterwegs jede Menge Einsatzwagen, Feuerwehr und Polizei und so. Aber wir hatten doch nur Kosminski im Kopf... - Mensch, Bernie, ich glaube, ich bin in einem Thriller von diesem Illuminati-Schreiber gelandet: Die Detonation könnte aus Richtung des Krankenhauses gekommen sein, dann galt der Anschlag Aimee und nicht mir. Das muss Marion so geplant haben und sie hat das durchgezogen, auch als sie gemerkt hat, dass Aimee schon entlassen war. Sie muss gepokert haben, als sie uns da unten im Keller diese Räuberpistole mit den Tonzahlencodes aufgetischt hat und hat damit gerechnet, dass sie uns verunsichern kann. Die Bombe unter der Treppe war bestimmt längst entschärft und die Polizei hat daraus eine haarsträubende Geschichte gemacht, um keine Panik vor den Festspielen aufkommen zu lassen. Aber die zweite Bombe, die ist echt hochgegangen, nicht wegen mir, auch das war nur Show. Für eine solch banale Rache am Ex ist Marion zu klug.“

„Sag mal, wie heißt diese Aimee gleich noch mit Nachnamen?“ fragt Bernie stirnrunzelnd, als wenn er gerade angestrengt nachdenken würde. „Bechstein heißt sie“ antwortet Frank, „Aimee Bechstein.“ – „Bechstein...“, grübelt Bernie, „...ich glaub, ich hab's: ein gewisser Bechstein ist der Verfasser einer wissenschaftlichen Abhandlung, - 1938 erschienen soweit ich weiß - über ein uraltes Buch, eine 600 Jahre alte Handschrift, die hat ein aus Spanien vertriebener jüdischer Gelehrte über

die Kabbala verfasst, in Köln glaube ich,“ sinniert Bernie, „Wenn es das Buch ist, hinter dem sie alle her sind, dann sind alle auf dem Holzweg. Das Buch ist unverkäuflich, jeder Experte weiß, dass es seit Jahrzehnten als verschollen gilt. Während meines Hebräisch-Studiums habe ich mich ein ganzes Semester lang mit dem Thema beschäftigt.“ Frank starrt seinen Bruder entsetzt an und stöhnt plötzlich: „Wenn Aimee seine Enkelin ist, dann spielt sie die Hauptrolle in diesem Stück, und wenn das Stück eine Tragödie wird, dann hat sie keine Chance. Wahrscheinlich unterschätzt sie die ganze Berliner Szene, die sind doch bereit, über Leichen zu gehen, um an die Goldader zu kommen. Ich muss zurück nach Hall.“

Frank rennt aufgeregt in der Küche hin und her, rennt in sein Zimmer und will seine Sachen packen, als Bernie ihn aufhält: „Sei vernünftig, bleib noch bis morgen, was nützt es dir, wenn du die Nacht durchfährst und morgen völlig unausgeschlafen alles versaust? Außerdem könnte das Stück auch ein Krimi sein, da haben die Hauptpersonen eine bessere Lebenserwartung.“

Frank lässt sich überreden und verbringt eine unruhige Nacht. Er träumt, dass er mit Aimee im Dunkeln auf einer endlosen Treppe herumirrt, während ein Suchscheinwerfer sie verfolgt und Aimee ihm keuchend ins Ohr schreit: irgendwann kommen sie alle hierher zurück, und Frank singt verzweifelt: ‚It’s getting dark, too dark to see, I feel like I’m knocking on heaven’s door‘.

Als Frank sich nach dem Frühstück von Bernie verabschiedet, sagt er: „Ich weiß jetzt endlich, was ich in Schwäbisch Hall finden will.“ – „Aimee?“ fragt Bernie und Frank nickt stumm. „Übrigens“, lacht Bernie, „dein 6-Tage-Bart steht dir gut. Wenn ich dir einen Rat geben darf, lass ihn dran, du siehst völlig verändert aus, das könnte nützlich sein.“ Bernie drückt Frank freundschaftlich an sich und flüstert ihm ins Ohr: „Früher oder später kommst auch du hier her zurück. Du bist jederzeit willkommen.“

14. Kapitel: Rose Wolf

Aimeé sah, wie sich Frank Stech ihrem Haus näherte. Der hatte ihr gerade noch gefehlt. Über Kosminskis Schnüffler hatte Olson erfahren, dass Stech sich aus dem Staub gemacht hatte und erstmals hatte sie selbst eine gewisse Anerkennung für ihn empfunden. Ein Rest Instinkt schien ihm geblieben zu sein. Dass er jetzt wieder hier auftauchte, bewies ihren Irrtum. Er war noch immer derselbe planlose Chaot, Großstadt-Cowboy, Träumer und vermeintlicher Überlebenskünstler.

Aus diesen Gründen hatte Kosminski ihn schließlich für seine Vernebelungs-Spiele ausgewählt.

Sie verhielt sich still, als er klingelte, klopfte, an den Fenstern entlangstrich und nach innen spähte. Schließlich hörte sie den Briefschlitz klappen und kurz darauf ging er in der Abenddämmerung an ihrem Beobachtungsposten vorbei und in Richtung seines Hotels, wo Kosminski ihm immer noch das Zimmer bezahlte.

Mit wenig Interesse hob sie seinen Zettel auf, der auf den Flurläufer gefallen war. Wie erwartet war es eine melodramatische und nichtssagende Aufforderung an sie. Sie solle sich umgehend bei ihm melden. Da konnte er lange warten. Allerdings war es lästig, ihm aus dem Weg gehen zu müssen.

Aimeé lächelte vor sich hin, als sie an die vorausgegangenen Ereignisse dachte.

Letztlich lief alles nach Plan. Olson musste sie erst einmal trauen, es blieb ihr nichts anderes übrig.

Aber dass die übergeschnappte Marion ihren geliebten Daddy in eben das Krankenhaus geschafft hatte, dessen Pforte sie kurz zuvor in die Luft gejagt hatte – das hatte schon etwas Pikantes. Überhaupt war sie diejenige, die am unberechenbarsten war. Die gesamte Kosminski – Gang hatte klare Interessen: Mit Mafia-Methoden Geld zu machen. Und ganz sicher war es in diesem Fall nicht dieser vorgeschobene Kicker – contest. Aber wie immer, wenn sich persönliche Verletzungen mit politischen Fantastereien mischten, wie eben bei Marion, war Vorsicht geboten. Moment mal – auch für Kosminski ging es diesmal um sehr Persönliches. Es ging um nicht weniger als um seine verbrecherische Zukunft, von gutem Ruf konnte man bei ihm ja nicht sprechen. Wenn er diese alte Sache nicht in seinem Sinne regeln konnte, war er erledigt. Jeder konnte ihn nach Belieben ans Messer liefern. Ja, alte Sünden werfen lange Schatten, Kosminski. Weil sie Olson frühestens am nächsten Tag zurückerwartete, verkürzte sich Aimeé die Wartezeit mit einem Rückblick und damit, ihre Pläne auf Schwachstellen zu überprüfen.

Natürlich ging es von Anfang an um dieses Buch. Wie brisant es war, wussten nur sie selbst, Olson und natürlich Kosminski. Dass sie, Aimeé, es hatte, war bekannt. Und so war es auch nicht weiter verwunderlich, dass Kosminski Wind davon bekam, kaum war es bei ihr mit Olsons „Hilfe“ aufgetaucht. Aimeé hatte sich entschlossen, die Dinge zu forcieren. Auch deshalb, weil Kosminski und seine Brut immer brutaler wurden, wie der Anschlag auf ihr Leben nur allzu deutlich zeigte. Marions Telefonat brachte Kosminski auf den Plan und vorsorglich auch Frank Stech, der sich im Bedarfsfall hervorragend als Sündenbock einsetzen ließ.

Aimeé sah immer noch den massigen Kosminski über das erbeutete Buch gebeugt, mit seinen dicken Fingern hektisch darin blättern. Sie ließ ihn gewähren, sie wusste, dass er nichts finden würde. Schließlich war ihr Vater kein Dummkopf gewesen, ein Fachmann für alte hebräische Literatur aber allemal. Sie selbst war das leider nicht. Obwohl sie in Israel aufgewachsen war und Hebräisch ihre Muttersprache war, konnte sie diese alte Kabbala-Bibel zwar lesen, aber sie verstand die wesentlichen Hinweise nicht.

Sie brauchten eine Fachmann, einen Decodierer. Am einfachsten war gewesen, sich an den Rabbi der größten nächstgelegenen Gemeinde zu wenden, an den Rabbi Joel Steiner in Stuttgart. Sie hatte ihm telefonisch den Sachverhalt erklärt. Er riet zur Vorsicht und versprach zu helfen.

Und so war Olson mit dem Buch in einer Aktentasche mit der Bahn nach Stuttgart unterwegs.

Kosminski hatte das Buch verständlicherweise nicht freiwillig losgelassen. Und Olson hatte ihm wohl ein wenig zu heftig eins übergezogen. Im darauf folgenden Durcheinander war Stech verschwunden, worüber jeder froh zu sein schien. Marion hatte hysterisch den Notarzt alarmiert. Sie war wenigstens so geistesgegenwärtig gewesen, eine Geschichte von einem Sturz zu erfinden und die Polizei aus bekannten eigenen Beweggründen aus dem Spiel zu lassen. Vorher hatten sie gemeinsam den stöhnenden Kosminski am Fuß der Kellertreppe drapiert. Eine absurde Situation, nicht ohne Komik.

Nun hieß es abwarten, bis Olson hoffentlich erfolgreich zurückkam mit der versteckten Botschaft, die ihr das rechtmäßige Erbe in Millionenhöhe bringen könnte und Kosminski das Genick brechen würde. Wenn sie es so wollte.

Kosminski residierte schlecht gelaunt in einem Krankenhausbett in Übergröße, 1. Klasse, bei einem üppigen Frühstück. Der dicke Kopfverband hatte offenbar keinen

negativen Einfluss auf seinen Appetit. Nachdenklich betrachtete er sein sauberes Töchterchen, das nichts als Scherereien machte. Im Moment gab sie die besorgte Tochter am Bett des alten Vaters. Vielleicht könnte die Schauspielerei wirklich ihre extremen Impulse und Stimmungen kanalisieren, dachte er in einer väterlichen Aufwallung. Von unten war dumpf das Klopfen der Handwerker zu hören, die den Schaden an der Pforte beseitigten, nachdem die Ermittler abgezogen waren. Dass die Medien noch immer viel Trara um diese Sache machten, kam ihm sehr gelegen.

In diesem Moment betrat Frank Stech das Krankenzimmer und Kosminskis miese Laune schlug in kalte Wut um. Der hatte ihm gerade noch gefehlt!

Der störte überall nur noch. Der hatte seinen Zweck erfüllt und zwar schlecht.

„Hau ab, Stech! Fahr zurück nach Berlin und schlag dich sonstwie durch. Ich habe für dich keine Verwendung mehr!“ fuhr er ihn an.

„Moment mal, Kosminski, ich denke, ich soll den Kicker-contest gewinnen. Ich soll trainieren. Dein Schlägertyp Eisele hat mir Geld gegeben, wie du weißt, und er hat deutlich genug gesagt, was er von mir erwartet. Außerdem gibt es ja wohl noch ein paar andere unbeantwortete Fragen.“

Kosminski lehnte sich zurück, schloss die Augen und stöhnte.

„Frank, Schatz,“ sagte Marion mit sanfter Stimme. „Du siehst doch, dass es Papa nicht gut geht. Geh jetzt, ich komme nachher zu dir ins Hotel. Dann können wir reden.“

„Wieder mal“, dachte Frank Stech. „Aber etwas interessiert mich doch noch sofort, Kosminski: Was hat mein Bruder Bernie gegen dich in der Hand?!“

„Bertie?“ sagte Kosminski mit geschlossenen Augen, „ich kenne keinen Bertie Stech.“

„Bernie. Bernie, wie du wohl weißt.“

Keine Reaktion von Kosminski. Schließlich drehte sich Frank Stech um und öffnete die Tür. Im Türrahmen blickt er kurz zurück und fing einen lauernden Blick aus Kosminskis halbgeschlossenen Lidern auf. Nach einem kurzen Schreck tat er das als Einbildung ab. Aber er würde nachher Marion danach fragen. Bei ihr konnte er noch am ehesten erkennen, wenn sie log. Aber wem konnte er noch trauen?

Aimeé lag wach im Dunkeln und überlegte, wie sie sich Kosminski vom Leib halten könnte. Es war drei Uhr nachts und hinter der Eingangstür schnarchte Leo. Zwar würde er gewiss nicht für sie beißen und morden, dazu war er zu träge. Aber sein

ansehnliches Gewicht bildete immerhin für diese Nacht einen massiven Türstopper gegen unerwünschte nächtliche Besucher. Morgen mussten wirksamere Mittel gefunden werden. Denn es war klar, dass Kosminski das Buch wieder an sich bringen musste. Er würde es nicht zerstören, jedenfalls nicht, bevor er einen Spezialisten darauf angesetzt hatte, der die Botschaft fand und entschlüsselte.

Frank Stech war die Antwort. Für diesen Zweck war er wie immer ideal.

Gleich um 8 Uhr rief sie ihn im Hotel an. Sie ließ es lange klingeln, bis sich endlich die verschlafene Stimme von Marion Kosminski meldete. Nicht auch das noch! Der musste selbstmörderische Absichten haben. Anders war nicht zu erklären, dass er sich wieder mit dieser Irren einließ. Aber das war unwichtig. Und sie schlug dabei zwei Fliegen mit einer Klappe, denn Marion würde Papi alles brühwarm weitererzählen. Frank meldete sich ebenso verschlafen.

„Das Buch ist weg!“, jammerte Aimeè, „jemand muss es aus meinem Haus geklaut haben! Ich habe überall gesucht, es ist nicht da. Ich hatte es auf das kleine Tischchen gelegt, als die Schlägerei hier begann. Und danach, als alle weg waren, war es nicht mehr da.“

Frank meinte sachkundig, es sei zwar ein sehr altes und seltenes Buch, aber wer immer es sich unter den Nagel gerissen habe, könne es nicht weiterverkaufen. Sie solle die Polizei benachrichtigen. So dumm konnte er doch nicht sein! Ganz offensichtlich wollte dieser verliebte Gockel sie loswerden und seine neu erblühte Liebe pflegen. Marion beteuerte, sie habe es nicht, ihr Vater aus begreiflichen Gründen auch nicht. Blicke nur Olson, den solle sie mal fragen.

„Aber der ist verschwunden!“ rief Aimeé verzweifelt, „womöglich ist ihm auch etwas zugestoßen!“

Plötzlich wurde die Verbindung unterbrochen. Der Hotelportier entschuldigte sich und fragte, ob er sie nochmals verbinden solle. Aimeé verzichtete darauf.

Als sie zwei Stunden später aus der Stadt zurückkehrte, wo sie Lebensmittel, Hundefutter und ein Faxgerät erstanden hatte, schnüffelte und winselte Leo aufgeregt. Die Haustür war nur angelehnt, innen herrschte zwar kein Chaos, aber deutlich waren Schnüffler am Werk gewesen, die ihre Aussage vom verschwundenen Buch überprüft hatten. Kosminski hatte keine Zeit verloren. Sie hatte das erwartet und hakte es ab. Trotzdem bestellte sie einen Schlüsseldienst, um das Schloss auszuwechseln.

Ein weiterer Tag des Wartens stand ihr bevor.

Am Nachmittag gönnte sie sich bei Tee und Berlinern (sic!), die sie mit Leo teilte, einen nostalgischen Rückblick auf die Familiengeschichte. Dieses alte Haus, in dem so vieles davon gespielt hatte, hatte vielleicht diese Wirkung auf sie.

Das unauffällige Anwesen hatte der Familie ihrer Großmutter, Maria Herz, gehört. Sie stammte aus einer der angesehensten jüdischen Familien in Schwäbisch Hall. Vorfahren waren schon seit 200 Jahren dort ansässig. Über sie war auch die alte Kabbala in die Familie gekommen. Ihr Bruder Moses Herz war in der Pogromnacht 1938 in letzter Sekunde dem Haller Mob entkommen. Sie hatten seine wertvolle Bibliothek auf die Straße geworfen und verbrannt. Er rettete eher durch Zufall das Buch und ansonsten nur das nackte Leben und entkam mit knapper Not nach England.

Maria hatte 1923 nach Berlin geheiratet, Raphael Bechstein, einen Großindustriellen und Kunstsammler. Er erkannte als einer der ersten die Bedeutung der Moderne, speziell der Abstrakten, und hatte sich über die Galerie der Brüder Kaminer unter anderem zwei Picassos gekauft. Eins der beiden Bilder zeigt Dora Maar, Geliebte des Künstlers für eine Wegstrecke. Bechstein liebte es besonders, weil es Ähnlichkeit mit seiner Frau Maria hatte.

1930 kam ihr einziges Kind Max Bechstein zur Welt, Aimeès späterer Vater.

Ihr Vater hatte ihr oft erzählt, wie damals Onkel Moses bei Nacht und Nebel bei ihnen in Berlin aufgetaucht war. Er erinnerte sich an die gemurmelten Unterhaltungen in der Nacht im Salon, die er nicht verstand. Am anderen Tag war der Onkel „weggereist“. Nur das alte Buch hatte er zurückgelassen. Es stand in der Bibliothek an einem unauffälligen Platz in einem der Regale.

Maria und Raphael Bechstein brachten kurz nach der „Onkel-Moses“-Episode ihren Sohn Max in einem Schweizer Internat in Sicherheit, wo er die gesamte Kriegszeit über blieb. Sein Vater hatte auf einem dortigen Konto genug Geld deponiert, um seinen Aufenthalt zu sichern.

Anfangs kamen sie noch zu Besuch, verbunden mit einem Urlaub, der für den kleinen Jungen in der Erinnerung etwas Unwirkliches hatte. Später gab es Briefe, Pakete und Anrufe. In einem der letzten Briefe von 1943 stellte ihm der Vater die baldige Ausreise der Eltern in Aussicht. Die Geschäfte seien soweit abgewickelt, dass eine neue Existenz woanders gesichert sei. Die wertvollen Bilder habe er eingelagert, die Picassos dem treuen und loyalen Chauffeur Kosminski zur Aufbewahrung anvertraut. Nur der alte Kosminski wisse davon, seine Frau und der

halbwüchsige und linientreue Sohn seien nicht eingeweiht. Der Ton des Briefes erschien dem damals neunjährigen Max eigenartig. Als spräche sein Vater zu einem Erwachsenen.

Danach war Stille. Im Herbst 1943 wurde für ihn an der Pforte in seiner Abwesenheit das Kabbala-Buch abgegeben. Der Portier konnte nicht mehr sagen, wer die Person gewesen war, die es bei ihm abgab. Er glaubte, sich an eine etwas männlich wirkende Frau zu erinnern, noch ganz jung. Das war alles.

Zwei Jahre später wanderte Max Bechstein illegal nach Palästina ein. In einem Kibbuz traf er seine spätere Frau, Hawa. 1946 wurde dort Aimeé geboren. Sie sprachen Deutsch zu Hause. Aimeé sah noch immer ihren Vater vor sich, wie er die alten Geschichten erzählte, das Buch vor sich aufgeschlagen und darüber grübelnd. Sie waren bitter arm und arbeiteten hart.

Im Ausstellungskatalog eines Berliner Museums entdeckte er 1964 zufällig die beiden Picassos, stolz als Neuerwerbung aus Privatbesitz bezeichnet.

Gegen den heftigen Widerstand seiner Frau machte er sich auf nach Berlin, um die Besitzverhältnisse zu klären. Das Buch ließ er zurück, mit dem eindringlichen Hinweis: Wenn ihm etwas zustoßen sollte, sei darin der Beweis für ihre Besitzansprüche verschlüsselt.

Er kam nicht zurück.

Nach seiner Ankunft in Berlin kam von ihm noch ein kurzer Anruf, er habe das alte Haus seiner Eltern nicht gefunden, es sei völlig zerstört worden.

Er wolle noch einem Hinweis nachgehen. Sollte dies zu nichts führen, komme er zurück. Sie sollten sich keine Sorgen machen.

Tags darauf wurde er beim Überqueren einer kleinen Nebenstraße in Bezirk Wedding von einem Auto erfasst und getötet. Der Fahrer beging Fahrerflucht.

Zeugen konnten nicht gefunden werden.

Aimeé schreckte auf, als früh am nächsten Morgen das Telefon schrillte. Endlich! Olson war überfällig. Hastig griff sie zum Hörer. „Landesrabbinat Stuttgart“, sagte eine kühle Frauenstimme, „ich verbinde.“ Nach einer kurzen Pause meldete sich der Rabbi persönlich. „Guten Morgen, Frau Bechstein. Wir konnten den Text entschlüsseln. Ein alter orthodoxer Jude aus dem Kreis der Russlandausiedler hat die manipulierten Stellen gefunden und die Abweichungen entschlüsselt. Trotzdem gibt es Probleme. Wir wollen die Botschaft nicht ihrem Freund anvertrauen. Er konnte sich nicht ausreichend legitimieren. Sie sollten selbst vorbeikommen. Bitte

bringen Sie Ihren Pass mit. Bringen Sie bitte außerdem alle Dokumente mit, die sie besitzen. Das Buch haben wir hier verwahrt.“

Sie vereinbarten einen Termin am Nachmittag. Aimeé stellte sorgfältig ihre Unterlagen zusammen, suchte eine Bahnverbindung heraus, musste Leo mitnehmen, der sich auf Gassi freute, rannte zum Bahnhof und stieß mit Frank Stech zusammen, der gerade in eigenartiger Verkleidung aus der Schwingtür kam. Er trug ein steirisches Hütchen mit Gamsbart, Lederhosen, kariertes Hemd, robuste Wanderstiefel und einen abgenutzten Rucksack. Er schien sie nicht zu erkennen und ging in Richtung Stadt.

In der langsam vor sich hin schleichenden Murrbahn war sie sich nicht mehr sicher, ob er es wirklich gewesen war. Vielleicht nur eine besondere Ähnlichkeit, eine Verwechslung, die ihrer Hektik zuzuschreiben war. Es war unwichtig, aber wo war Olson?

Sie wurde vom Schaffner abgelenkt, der für Leo einen Fahrschein forderte. Umständlich berechnete er dessen Höhe. Vielleicht nach Lebendgewicht, dem stolzen Preis nach zu schließen. Aus Protest breitete sich der Hund in dem schmalen Viererabteil am Boden aus, so dass die Fahrgäste die Füße unbequem unter die Sitze ziehen mussten. Er hechelte, sabberte und wedelte mit dem Schwanz leutselig verschiedene Zeitungen zu Boden.

Kosminski hatte sich auf eigene Verantwortung aus dem Krankenhaus entlassen, indem er Arzt und Krankenschwestern einfach beiseite pflügte und zur Pforte hinausschritt. Per Taxi fuhr er zum Hotel und logierte sich im besten Zimmer im ersten Stock ein. Oben unterm Dach turtelte seine Tochter mit Frank Stech, was Kosminski durchaus bekannt war. Bei einem opulenten Mahl blätterte er im Haller Tagblatt, in dem sich Berichte über die Terroranschläge auf die Stadt und Klatsch über die unhaltbaren Schlampereien im Festspiel-Ensemble die Waage hielten. Eine Schauspielerin war im Krach abgehauen, ein anderer ständig betrunken, eine Regisseurin trat nicht mehr an. „Tsts“, amüsierte sich Kosminski und zitierte per Zimmertelefon die beiden Turteltäubchen zu sich herunter. Marion mimte die vom Glück ganz Benommene und Frank Stech wusste nicht so recht, was er von sich selbst halten sollte und verschanzte sich hinter dem Anzeigenteil der Zeitung.

In das beklommene Schweigen hinein platzte Knut Eisele mit der Sensation, dass Stech übergeschnappt sei. „Er rennt in einem Tiroler-outfit durch die Stadt und fragt nach sich selbst!“ Frank ließ langsam die Zeitung sinken und Knut verschlug es die

Sprache: „Aber was....“. Ruhig stellte Kosminski die Kaffeetasse ab und griff zum Telefonhörer. Im selben Moment sprang Frank auf, stieß den glotzenden Eisele beiseite und war aus dem Zimmer und vor dem Hotel, bevor irgendeiner der anderen sich gerührt hatte. Er musste seinen Bruder Bernie finden, ihn warnen, ihn schützen. Denn wenn Kosminski diese Langsamkeit an den Tag legte, wenn seine Augen diese Ausdruckslosigkeit annahmen – dann war er gefährlich. Frank erinnerte sich an einige solche Situationen aus Berlin. Und warum war Bernie in so auffälliger Aufmachung erschienen?! Damit machte er sich ja direkt zur Zielscheibe. Zielloos rannte er in Richtung Marktplatz. Wo konnte Bernie sein? In seinem Kopf dröhnte das Blut. In das Rauschen hinein formte sich ein Satz, immer wieder, im Rhythmus seiner laufenden Beine: „Nahende Feinde erkennt man von weitem.“ Das hatte Bernie auf seiner Almhütte gesagt, kürzlich. Hier gab es keine Almhütte als Ausguck. Auf dem Marktplatz war der Wochenmarkt im Gange. Frank musste verschlaufen und hängte sich japsend an die Seitenwand des Käsewagens.

Zum x-ten Mal nahm er sich vor, nicht mehr zu rauchen. Als er wieder Luft bekam und sich aufrichtete, fiel sein Blick auf die Treppe. Natürlich! Das war der einzige Ausguck in Hall, der Bernies Almhütte nahe kam. Frank stelzte über Kabelsalat und Anhängerkupplungen und machte sich an den Aufstieg.

Dabei blieb ihm schon wieder die Luft weg. Auf halber Höhe setzte er sich auf die Stufen, hängte den Kopf zwischen die Knie und wartete, bis sich Herz, Lunge und Kreislauf normalisierten. Dabei war er wütend über seine schlechte Kondition.

Er fuhr herum, als ihm jemand von hinten leicht auf die Schulter tippte. „Na, Bruderherz, so sieht man sich wieder,“ sagte Bernie leichthin, nach unten in Franks erschrockenes Gesicht. Vor lauter Erleichterung fing Frank an zu zetern: „Bernie, bist du verrückt geworden?! Hierher zu kommen, wo Kosminski hinter dir her ist! Und spinnst du, in dieser auffälligen Verkleidung hier rumzustolzieren?!“

Dabei fiel ihm auf, dass Bernie seine Tracht mit Jeans und T-Shirt vertauscht hatte. Nagelneue Turnschuhe hatten sein Anschleichen unhörbar gemacht. Und auch beim Frisör war er gewesen. Er sah irgendwie glatt aus, wie poliert. Den Alm-Öhi hatte er völlig abgelegt.

„Ich weiß“, fiel ihm Bernie ins Wort, „jetzt ist Kosminski gewarnt. Der Stich ins Wespennest ist erfolgt.“ Frank fiel Bernies Ton kühler Konzentration auf. Diese kalte Ruhe hatte auch Kosminski. Für einen Moment hatte Frank Stech die Vision von zwei Gegnern, die sich in Position brachten.

15. Kapitel: Bettina Hoffmann

Nach einer abenteuerlichen Zugfahrt erreichte Aimée den Stuttgarter Hauptbahnhof. Das Landesrabbinat lag in der Friedrichstraße. Zu weit entfernt, um zu Fuß zu gehen. Leo war vom Lärm und den ungewohnten Gerüchen der Stadt wenig angetan und zog wie ein Verrückter an der Leine. Menschen mit schweren Koffern und starrem Blick hetzten an den beiden vorbei in Richtung Bahnsteige.

Aimée sah auf den Fahrplan der U-Bahn und stellte fest, dass es in der Nähe des Rabbinats keine Haltestelle gab. „Weißt du was, Leo“, sagte sie und sah den noch immer völlig irritierten Hund an, „wir leisten uns ein Taxi.“ Der Taxistand befand sich direkt vor dem Haupteingang des Bahnhofs. Sie steuerte auf ein Taxi zu, doch bevor sie dazu kam, irgendetwas zu sagen, brummte der unfreundliche Fahrer: „Keine Hunde!“ Aimée probierte es ein Taxi weiter, aber wie es schien, wurden Hunde in Taxis ganz prinzipiell nicht befördert und große Hunde wie Leo schon gar nicht. „Leo, du bist ein echtes Problem“, murmelte Aimée und studierte noch einmal den Stadtplan. Sie fand eine Buslinie, die vom Bahnhof Richtung Friedrichstraße fuhr und ganz in der Nähe des Rabbinats hielt.

Fünf Minuten später kam der Bus. Der Fahrer warf einen zweifelnden Blick auf Leo. Bevor er dazu kam, etwas zu sagen, flüsterte Aimée mit verzweifelmtem Blick:

„Ich muss ganz dringend in die Friedrichstraße! Ein Notfall!“ „Also gut“ murmelte der Fahrer. „Ausnahmsweise. Aber für den Hund müssen Sie einen Kinderfahrschein lösen!“ „Danke“ murmelte Aimée und verzog sich schnell mit Leo in die Mitte des Busses, dorthin, wo sonst Gepäckstücke und Kinderwagen verstaut wurden.

„Platz, Leo“ sagte Aimée leise und Leo legte sich folgsam hin.

Zehn Minuten später erreichte der Bus die Haltestelle Friedrichstraße und Aimée stieg erleichtert aus. Das Landesrabbinat befand sich in unmittelbarer Nähe. Aimée drückte gegen die schwere Eingangstüre, aber sie war offensichtlich verschlossen. Auch beim zweiten Versuch gab sie keinen Millimeter nach. Rechts neben der Türe befand sich eine Klingel mit Sprechanlage. Aimée drückte auf den Knopf.

„Ja, bitte“, sagte eine kühle Frauenstimme. Aimée nannte ihren Namen und gab an, mit Rabbi Joel Steiner verabredet zu sein. Kurz darauf wurde die Türe geöffnet und sie sah sich einem uniformierten Pförtner gegenüber. Sie wiederholte ihr Anliegen.

„Der Hund kann aber nicht mit hinein!“ sagte der Pförtner. „Bitte, kann er nicht wenigstens hier unten warten“, jammerte Aimée. „Ich kann ihn doch nicht auf der

Straße lassen!“ Sie deutete auf die vierspurige Friedrichstraße, auf der sich endlose Blechlawinen entlangschoben. Der Pförtner zog die Augenbrauen bis unter den Haaransatz, ließ sich aber schließlich von Aimées drängenden Blicke erweichen. „Wenn er nicht stört, kann er in meiner Loge warten.“ Leo legte sich brav in eine Ecke der Pförtnerloge und tat, als sei er gar nicht da. Der Pförtner war zufrieden und wies Aimée den Weg zu Rabbi Steiners Büro.

Aimée klopfte zögerlich an und sah sich gleich darauf einer kühl und distanziert wirkenden Frau mittleren Alters gegenüber, der Sekretärin des Rabbis. Sie formulierte ihr Anliegen zum dritten Mal. „Einen Moment bitte“, sagte die distanzierte Dame und klopfte an die angrenzende Türe, die zum Büro des Rabbi führte. Aimée überlegte unterdessen, warum Vorzimmerdrachen immer vom gleichen Schlage waren: kühl, distanziert und abweisend. Offensichtlich handelte es sich dabei um eine Basisqualifikation für dieses Berufsfeld. „Bitte“, rief der Eiszapfen von der Rabbi-Bürotüre her und hielt diese auf. Aimée beeilte sich, den musternden Blicken zu entkommen und schlüpfte blitzschnell in Rabbi Steiners Arbeitszimmer.

Rabbi Steiner entpuppte sich als das krasse Gegenteil seines Drachens und Aimée fragte sich nicht zum ersten Mal, warum die sympathischsten Männer immer die unsympathischsten Frauen oder Mitarbeiterinnen hatten. Vielleicht waren es ja die Gegensätze, die sich angeblich anzogen. Der Rabbi war ein ausgesprochen herzlicher Mann undefinierbaren Alters. Aimée schätzte ihn auf Mitte Fünfzig. Sein Arbeitszimmer glich viel eher einer altmodischen Gelehrtenstube mit hunderten von Büchern an den Wänden. Die übervollen Regale reichten bis an die Decke, aber selbst dieser Platz war nicht genug und so fanden sich auf den Buchreihen in den Regalen zahllose weitere Bücher, Broschüren, Manuskripte und Notizzettel, die wiederum eigene Stapel bildeten. Auf dem Boden, auf allen Tischen, Fensterbänken und sonstigen Ablageflächen, überall lagen Stapel aus Büchern und Papieren. Der PC auf dem Schreibtisch, ebenfalls eingerahmt von Stapeln in unterschiedlicher Höhe, wirkte vollkommen deplaziert.

Aimée kannte solche Gelehrtenstuben von ihrem Großvater und sie war sicher, dass der Rabbi, wie ihr Großvater, in der Lage wäre, jedes beliebige Buch oder Manuskript in Sekundenschnelle aus dem Stapel zu fischen. Diese scheinbare Unordnung war in Wirklichkeit ein ausgeklügeltes Ablagesystem, dessen Effizienz, vorausgesetzt, man kannte sein Geheimnis, das System „Leitzordner“ um Längen übertraf. „Der Kleingeist hält Ordnung, das Genie überblickt das Chaos“, pflegte ihr

Großvater zu bemerken, wenn sich Großmutter mal wieder über die sich ausbreitende Unordnung beschwerte.

In der Ecke des Zimmers, auf einem offenbar hastig freigeräumten kleinen Sessel, saß ein uralter Mann in einem altmodischen schwarzen Anzug. Nachdem der Rabbi Aimée freundlich begrüßt hatte, stellte er seinen Besucher als Isaak Berditschew vor, einen Gelehrten aus Novosibirsk und guten Freund des Rabbi, der ihm wertvolle Hilfe beim Entschlüsseln des Textes geleistet hatte. Isaak Berditschew erhob sich umständlich aus seinem Sessel, deutete altmodisch-galant eine Verbeugung an und reichte Aimée dann eine leicht zitternde Hand. „Bevor wir beginnen“, wandte sich der Rabbi an Aimée, „muss ich unbedingt wissen, wie dieses unendlich kostbare Buch in Ihren Besitz gelangte.“ Aimée war auf diese Frage vorbereitet und hatte die alten Fotos und Unterlagen aus ihrer Schatzkiste mitgebracht. Während sie ihre Geschichte erzählte, reichte sie dem Rabbi und Berditschew die dazu passenden Bilder. Die beiden hörten fasziniert zu und warfen Aimée immer wieder prüfende Blicke zu. Als sie geendet hatte nickte Rabbi Steiner zustimmend, stand dann auf und holte das Buch aus einem hervorragend getarnten Wandtresor. Als es auf dem Tisch vor ihnen lag, rutschte Berditschew aufgeregt auf seinem Sessel herum und knetete nervös seine Hände.

„Bei diesem Werk“, begann der Rabbi langsam und betonte jedes Wort, „handelt es sich um das Buch ‚Temuna‘, verfasst von Josua ibn Schu‘eib, einem bedeutenden spanischen Rabbi und Kabbalisten aus dem frühen 14. Jahrhundert. Seine Gedanken beruhen auf einer Talmudstelle, wo es heißt, dass die vollständige Tora eigentlich sieben Bücher enthielte. Nur in der gegenwärtigen Schemitta wurden daraus fünf Bücher, wobei das vierte Buch Moses, Numeri, als aus drei Büchern zusammengesetzt betrachtet wird.“ Der Rabbi warf Aimée einen prüfenden Blick zu und Aimée nickte mit dem Kopf und hoffte, der Rabbi würde ihr keine Fragen stellen. „Das mittlere dieser drei Bücher“, fuhr Rabbi Steiner fort, „ist bis auf zwei Verse (Num.10:35,36) zusammengeschmolzen, die eine Andeutung seiner Existenz darstellen. Der Autor des Buches ‚Temuna‘ sagt ausdrücklich, ein Buch sei unsichtbar geworden, denn die Tora welche es enthielt und sein Licht, das früher schien, sind bereits verschwunden.“ „Es verhält sich so“, fiel ihm Berditschew mit dünner Stimme ins Wort, „dass auch das Weiße in der Torarolle aus Buchstaben besteht, nur dass wir sie nicht, wie das Schwarze der Buchstaben, zu lesen verstehen. In der messianischen Zeit aber wird Gott auch das Weiße der Tora,

dessen Buchstaben jetzt für uns unsichtbar geworden sind, offenbaren, und das ist mit der Rede von der ‚neuen Tora‘ gemeint!“ Aimée versuchte, ein intelligentes Gesicht zu machen und hoffte, dass außer ihr niemand merken würde, dass sie kein Wort verstand.

„Diese Kostbarkeit“, sagte der Rabbi und deutete auf das vor ihm liegende Buch, „ist ein unerschöpflicher Quell der Weisheit und der Erforschung der Wahrheit. Aber nun zu Ihrem eigentlichen Anliegen!“ Blitzartig setzte Aimée sich kerzengerade hin und konnte es vor Spannung kaum aushalten. Auch Berditschew setzte sich in Positur. Der Rabbi überließ seinem alten Freund mit einer Handbewegung den Vortritt. Berditschew begann mit einem kleinen Vortrag, wie schwierig es gewesen sei, die Stellen mit den Hinweisen aus dem Text herauszufiltern. Er ließ auch nicht unerwähnt, dass es in seinen Augen einem Sakrileg gleichkomme, solch ein heiliges Buch durch eine solche Schnitzeljagd zu entweihen. „Aber ihr Herr Großvater befand sich, wie wir annehmen dürfen, in einer Zwangslage.“ Aimée stimmte eilig zu. „Nun“, fuhr Berditschew fort und zog ein Blatt Papier mit vielen Kreisen und Pfeilen aus der Tasche seines Jacketts, „der Rabbi und meine Wenigkeit haben, wenn ich so sagen darf, nach eingehendem Studium der infrage kommenden Stellen und allerhand Überlegungen die Lösung gefunden.“

Berditschew räusperte sich geräuschvoll und Aimée wünschte, er würde endlich zur Sache kommen. Aber alte Menschen haben ein ganz anderes Zeitgefühl und Berditschew war ein sehr alter Mann. Er hatte keine Eile. „Wie Sie vielleicht wissen“, wandte er sich an Aimée, „haben Wörter im Hebräischen auch einen Zahlenwert.“ Aimée nickte unbehaglich, denn darüber wusste sie so gut wie gar nichts und sie wünschte sich, sie hätte ihrem Großvater besser zugehört, denn dann würde sie hier und jetzt nicht eine so peinliche Figur abgeben. Rabbi Steiner erlöste sie aus den Fängen seines Freundes und ergriff das Wort. „Wir haben also ermittelt, welche Stellen ihr verehrter Herr Großvater markiert hatte und zwar“, er deutete auf eine Stelle im Buch, „hier das Wort ‚kad‘, also ‚Krug‘“, welches den Zahlenwert 24 besitzt. Hier haben wir das Wort ‚ras‘, übersetzt ‚Mysterium‘, mit dem Zahlenwert 207. Bei der letzten Zahl handelt es sich um die 600 000 Seelen Israels beim Auszug aus Ägypten, hier ist die Stelle.“ Aimée sah die beiden Männer fragend an.

„Um es also ganz kurz zu machen“, fuhr der Rabbi fort und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen“, handelt es sich bei der Mitteilung um ein Bankschließfach in der Schweiz und zwar um das Schließfach Nr. MB 24 207 600 000 bei der Credit Suisse

in Zürich.“ „Das Codewort lautet: ‚Irgendwann kommen sie alle hierher zurück‘ !“, fiel ihm Berditschew ins Wort und sah Aimee stolz an. Bei diesem Satz konnte Aimee nur mühsam die Fassung bewahren. Ihr war ganz schwindelig geworden und sie fürchtete, gleich bewusstlos vom Sessel zu kippen.

„Du liebe Güte, sie sind ja ganz bleich!“ Rabbi Steiner sprang auf und holte ein Glas Wasser für Aimée. Dankbar nahm sie einen Schluck. „Das war vielleicht doch ein bisschen viel auf einmal“, machte sich der Rabbi selbst Vorwürfe. „Möchten Sie sich ein wenig hinlegen?“ „Danke, es geht schon wieder“, flüsterte Aimée noch ein wenig knieweich. Langsam kehrte die Farbe wieder in ihr Gesicht zurück. „Braucht man für ein Schließfach nicht einen Schlüssel?“, fragte sie nach einer Weile. „Nicht für diese Art“, antwortete Berditschew, der sich offenbar bestens auskannte. „Dieses hat eine geheime Nummer und ein Codewort. Nicht einmal die Bank kennt den Namen des Schließfach-Inhabers.“

Aimée hatte nun die Informationen, die sie, da war sie sich sicher, zum Ziel führen würden. Sie hatte das Gefühl, dem Rabbi nicht nur ein Dankeschön schuldig zu sein. Nach kurzem Überlegen sagte sie: „Rabbi Steiner und Herr Berditschew, ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für die viele Mühe, die sie sich gemacht haben. Ich denke, dass sie mit diesem Buch viel mehr anfangen können als ich und möchte es daher der Bibliothek der jüdischen Gemeinde schenken.“ Der Rabbi und Berditschew waren zunächst sprachlos. Berditschew fand als erster seine Stimme wieder und krächzte: „Das Buch ist ein Vermögen wert! Abgesehen von dem unermesslichen Wert für die Wissenschaft natürlich!“ „Das weiß ich“, antwortete Aimée. „Trotzdem soll es der Forschung dienen. Mein Großvater hätte das sicher auch gewollt.“

Mit ihren neu gewonnenen Erkenntnissen ließ Aimée zwei glückliche Männer zurück, erlöste dann Leo aus der Pförtnerloge und fuhr zurück zum Hauptbahnhof, um die Zugverbindungen nach Zürich zu studieren. Von Olson war weit und breit keine Spur. Er hatte keine Nachricht hinterlassen, wo er zu erreichen war und auch sein Handy war scheinbar außer Betrieb. Nachdenklich betrat Aimée das Reisezentrum der Bahn.

Kosminski saß unterdessen in seinem Hotelzimmer und hatte das unbehagliche Gefühl, dass sich die Schlinge um seinen Hals, die er seit einiger Zeit deutlich spürte, immer schneller zuzog. Wenn diese dumme Göre Aimée noch weiter im Dreck wühlte, wurde es eng für ihn werden. Sehr eng. Was ihn aber noch sehr viel mehr

beunruhigte, war das Auftauchen von Franks Bruder Bernie. Bisher hatte zwischen ihm und Bernie, diesem Vollidioten mit Heiligenschein, ein Gleichgewicht des Schreckens geherrscht. Er, Kosminski, hatte den großen Fehler gemacht, Bernie zu unterschätzen. Leider musste er aber feststellen, dass sich unter dem lächerlichen Tirolerhut ein geniales Hirn befand, das es an Gerissenheit mit dem seinen jederzeit aufnehmen konnte. Als er damals Bernie die Pistole an den Kopf gehalten hatte und glaubte, die Sache schnell und spurlos erledigen zu können, da hatte Bernie ihm ein derart kompromittierendes Beweismittel unter die Nase gehalten, dass Kosminski die Waffe augenblicklich fallen ließ. Zum ersten mal in seinem Leben. Denn Bernie hatte hinzugefügt, dass das Beweismittel nur eine von sehr, sehr vielen Kopien sei, die sofort an die Öffentlichkeit gelangen würden, sollte Bernie sich auch nur den Fingernagel verstauchen.

Kosminski tobte, denn er war schachmatt. Doch kam er, wenn auch widerwillig, nicht umhin für Bernie einen tiefen Respekt zu empfinden. Bernie hatte ihn, Kosminski, außer Gefecht gesetzt. Dieses gegenseitige Toleranzabkommen hatte jahrelang funktioniert: Bernie auf seiner Alm, Kosminski in Berlin, keiner kam dem anderen zu nahe. Was also wollte dieser Idiot jetzt hier? Wollte er es wirklich auf eine erneute Konfrontation anlegen? Plötzlich klingelte schrill und viel zu laut das Telefon neben seinem Bett. „Ja!“ bellte er in den Hörer. „Hägele, Rezeption. Entschuldigen sie bitte die Störung, Herr Kosminski“, meldete sich eine Frauenstimme. „Für sie wurde gerade eine Nachricht abgegeben. Soll ich sie ihnen aufs Zimmer bringen?“ „Ja, tun sie das!“ bellte Kosminski und fuhr sich kurz mit dem Kamm durch die Haare. Viel half das nicht. Er sah mitgenommen und erbärmlich aus.

Eine Minute später wurde ihm ein Briefumschlag übergeben. Darin steckte ein handgeschriebener Zettel. „Lassen Sie meinen Bruder und mich in Ruhe und verschwinden Sie umgehend in Ihren Berliner Sumpf, sonst... gez. Bernie Stech.“ Mit einem Wutschrei eilte Kosminski zum Telefon, um Eisele anzurufen, damit dieser die Gebrüder Stech vom Erdboden verschwinden ließe und zwar subito und ohne Pannen. In letzter Sekunde legte er den Hörer wieder auf die Gabel und wählte Eiseles Nummer nicht. Das Wörtchen „sonst...“ verhinderte den geplanten Mord. Kosminski fühlte sich wie eine Ratte in der Falle. Oder schlimmer: Wie eine Ratte in der Falle, die auf einem Jahrmarkt ausgestellt wird. In hilfloser Wut schlug er mit der Faust auf den Nachttisch.

Aimée hatte dank der tatkräftigen Mithilfe des DB-Reisezentrums am Stuttgarter Hauptbahnhof tatsächlich eine Zugverbindung nach Zürich gefunden und zwei Tickets gelöst, eines für sich und eines für Leo. Sie hatte kurz überlegt, ob sie nach Schwäbisch Hall zurückfahren und Olson suchen sollte, denn Reisen mit Leo war wirklich kein großer Spaß, aber dann entschied sie, gleich weiterzufahren. Angesichts der Umstände erschien es ihr zu gefährlich, in Schwäbisch Hall aufzutauchen und womöglich Kosminski, Frank Stech oder Marion in die Hände zu fallen. Oder Olson? Aimée war sich nicht mehr sicher, ob sie ihm trauen konnte oder ob er sein eigenes Spielchen spielte. Daher fuhr sie ohne Gepäck, dafür aber mit einem großen Hund, der das gar nicht schätzte, in Richtung Schweiz.

Zum Glück kannte sie jemanden in der Nähe von Zürich, die Familie Grünbaum. Die Grünbaums waren alte Freunde ihrer Eltern und wohnten in einem kleinen Ort, etwa fünf Kilometer außerhalb der Stadt. Aimée hatte sie zuletzt gesehen, als sie noch ein kleines Mädchen war. Noch vom Stuttgarter Bahnhof aus hatte sie angerufen und Martha Grünbaum hatte sie sofort eingeladen, bei ihnen zu übernachten und den Hund konnte sie auch mitbringen. David Grünbaum hatte versprochen, sie vom Bahnhof abzuholen.

Kosminski hatte inzwischen seinen Rechtsverdreher zu sich aufs Zimmer bestellt. Was Bernie Stech anging, so gab es nichts, absolut nichts, was er tun konnte. Das trieb ihn fast in den Wahnsinn, denn diese Sache war eindeutig die schlimmere. Wenn Bernie tatsächlich auspackte, war er erledigt. Aber die Geschichte mit den beiden Picassos, die konnte man sicher so hinbiegen, dass Kosminski heil aus der Sache herauskam. Er hatte die beiden Bilder 1963 im Nachlass seines Vaters entdeckt. Kosminski senior, der treue Chauffeur von Aimées Großvater, hatte die Bilder in der Kellerwerkstatt seines Hauses versteckt. Nach dem Krieg, die Bechsteins waren geflüchtet und Kosminski senior hatte keine Adresse seines früheren Chefs, übernahm der ehemalige Chauffeur die winzige Schreinerwerkstatt seines Vaters in einem Hinterhof in Berlin-Neukölln. Berlin lag in Trümmern, niemand brauchte einen Chauffeur, aber für Handwerker gab es reichlich zu tun.

Kosminski senior wickelte die kostbaren Bilder in Decken ein und versteckte sie hinter einer großen Holzkiste, ganz hinten in der Werkstatt, wo bestimmt niemand nach wertvollen Kunstgegenständen suchen würde. Niemand außer seinem nichtsnutzigen Sohn, der nach dem Tod des Seniors die Werkstatt auflöste und die

Bilder fand. Kosminski junior hatte gleich nach dem Krieg, sehr zum Missfallen seines Vaters, mit Schiebereien und Schwarzmarktgeschäften ein kleines Vermögen zusammengerafft. Der Verkauf der beiden Picassos 1964 an die Berliner Kunsthalle war sein erster ganz großer Coup, sozusagen das Startkapital, das ihm den Aufstieg vom Kleinkriminellen zum Großkriminellen ermöglichte. Die Museumsleute hatten damals nicht allzu viele Fragen gestellt und gaben sich mit Kosminskis erfundener Geschichte zufrieden. Im Bombenhagel des Krieges waren viele Unterlagen verloren gegangen, hatten viele Kunstobjekte den Besitzer gewechselt und es war nicht allzu schwierig, die Herkunft solcher Besitztümer zu verschleiern.

Rechtsanwalt Kampnagel, seit Jahrzehnten im Dienste Kosminskis tätig, bestätigte seinem Mandanten, dass er sich nicht allzu viele Sorgen machen musste. Kampnagel war ein Meister der einstweiligen Verfügungen und der Befangenheitsanträge, mit denen er es immer wieder geschafft hatte, Prozesse gegen Kosminski entweder bereits im Vorfeld auszubremsen oder über Jahre zu verschleppen, so dass sein Mandant entweder freigesprochen wurde oder mit einer lächerlich geringen Geldstrafe davonkam. Im Falle der Picassos, so meinte er, seien die Besitzverhältnisse durch die mögliche Klägerin, nämlich Aimée, kaum zu beweisen und selbst wenn sie ein Foto oder eine Kaufquittung vorlegen könne, was er für sehr unwahrscheinlich halte, dann könne Kosminski erklären, die Bilder seien ein Geschenk von Bechstein senior an Kosminski senior gewesen und da solle die junge Dame erst einmal das Gegenteil beweisen. Außerdem sei die ganze Geschichte über vierzig Jahre her und die Bilder befänden sich gar nicht mehr im Besitz Kosminskis. Ärger bekomme also, wenn überhaupt, allenfalls das Museum. Diese Auskunft beruhigte Kosminski ein wenig, aber die andere Sache, die mit Bernie, die wollte ihm keine Ruhe lassen.

Aimée kam am frühen Abend in Zürich an und wurde, wie versprochen, von David Grünbaum abgeholt. Die Grünbaums waren sehr herzliche Gastgeber, auch wenn Leo etwas größer war, als sie erwartet hatten. Aimée bekam das frühere Zimmer von Tochter Miriam, die inzwischen selbst drei Kinder hatte und in Zermatt lebte.

Gleich am nächsten Morgen machte sich Aimée auf den Weg zur Bank. Sie hatte den Grünbaums nur sehr grob geschildert, um was es ging, denn obwohl sie ausgesprochen nett und hilfsbereit und außerdem langjährige Freunde von Aimées Familie waren, traute Aimée inzwischen gar niemandem mehr. In der Zentrale der

„Credit Suisse“, vor deren pompösen Haupteingang David Grünbaum Aimée abgesetzt hatte, empfing man sie höflich, aber distanziert und mit kaum verstecktem Misstrauen. Aimée wurde in ein Büro gebeten und sah sich gleich drei hochrangigen Mitarbeitern in dunklen Anzügen gegenüber. Aimée war nicht die einzige Erbin, die in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht war, um ein Nummernkonto oder Schließfach zu beanspruchen. Viele wohlhabende jüdische Familien hatten es in letzter Minute geschafft, zumindest einen Teil ihres Besitzes in die Schweiz zu retten und häufig waren die Informationen über den Verbleib der Wertsachen im Chaos des Krieges verloren gegangen. Besonders bei Bargeldeinlagen hatte die Bank kein besonderes Interesse, von sich aus die Erben ausfindig zu machen, obwohl das in manchen Fällen recht einfach gewesen wäre. So blieben die Vermögen bei der Bank und mancher Nachkomme war eigentlich Millionär und erfuhr nie davon.

Auch in Aimées Fall war die Beweislage schwierig, aber ihre mitgebrachten Unterlagen, Fotos und Dokumente, sowie die Kennzahl des Schließfachs und das richtige Codewort überzeugten die Banker schließlich. Nach rund zwei Stunden eingehender Befragung führten sie Aimée in den Tresorraum. Dort öffnete sie, in Begleitung eines Rechtsanwalts der Bank, darauf hatte man bestanden, das Schließfach.

Aimée hatte ein Schließfach erwartet, wie man es von Bahnhöfen kennt. Was sie tatsächlich erwartete, als man unzählige Schleusen, Wachmänner und mit modernster Technik ausgestattete Sicherheitstüren passiert hatte, das verschlug ihr die Sprache. Das Schließfach war ein kompletter Tresorraum, etwa viermal vier Meter groß, und darin befand sich die gesamte Kunstsammlung ihres Großvaters, außer den beiden Picassos, die er in Berlin zurücklassen musste. Selbst dem Anwalt verschlug es die Sprache. Der Wert dieses Schatzes war überhaupt nicht zu ermessen und es würde eines Kunstsachverständigen bedürfen, um diese Werke zu begutachten und zu bewerten.

Kosminski hatte unterdessen einen seiner Gorillas mit der Überwachung der Stech-Brüder beauftragt. Der Gorilla trug den hübschen Namen „Smiley“, weil er immer ein zauberhaftes Lächeln aufsetzte, bevor er einen zusammenschlug. Smiley erhielt den Auftrag, Frank und Bernie lückenlos zu überwachen und jeden ihrer Schritte zu verfolgen, sich aber keinesfalls erwischen zu lassen. Jede halbe Stunde sollte er Kosminski per Handy Bericht erstatten.

Smiley fand Frank und Bernie nach einer guten halben Stunde in der Nähe des Globe-Theaters. Sie unterhielten sich angeregt und deuteten immer wieder auf das runde Holzgebäude. Smiley griff zum Telefon und meldete: „Objekt am Stadtpark gesichtet.“ „Was machen sie?“ fragte Kosminski. „Reden“ antwortete Smiley. „Stehen vor diesem komischen Holzding.“ „Was für ein Holzding?“ brüllte Kosminski ungehalten. „So´n Theater eben.“ Kosminski war im Bilde. Er kannte das Globe. „Du meldest dich, sobald sich was tut!“ wies er seinen Mitarbeiter an. „Und wenn sich nichts tut, rufst du in einer halben Stunde wieder an!“ „Jawohl Chef!“ antwortete Smiley und legte auf.

Irgendeine Intuition sagte Kosminski, dass es nicht gut für ihn war, dass die beiden Stechs vor dem Globe standen. Eine vage Erinnerung rumorte in seinem Hinterkopf, irgendetwas war da, aber er kam beim besten Willen nicht darauf, was. Der Gedanke beschäftigte ihn, ließ ihn nicht los, es war, als würde er nach einem Wort suchen, das ihm auf der Zunge lag, aber partout nicht zu fassen war. Die Beklemmung, die er seit Tagen fühlte, besonders um den Hals herum, wuchs bedrohlich an. Kosminski hatte Atemnot wie kurz vor einem Asthmaanfall und zwang sich, ruhig durchzuatmen, aber das deutliche Gefühl, dass Bernie Stech zum finalen Countdown rüstete, ließ ihn nicht los. Kosminski spürte panische Angst in sich aufsteigen. „So blöde wird er nicht sein, dass er sich sein eigenes Grab schaufelt“, versuchte er sich zu beruhigen, aber seine innere Stimme sagte ihm, dass er allen Grund hatte, sich Sorgen zu machen.

Kosminski lief in seinem Hotelzimmer auf und ab wie ein Tiger in einem zu engen Käfig. Die innere Unruhe hatte ihn jetzt völlig erfasst und nervös fixierte er alle paar Minuten die Zeiger seiner Armbanduhr, als könne darin die Lösung seiner Probleme liegen. Die Ungewissheit war es, die ihn schier um den Verstand brachte. Etwas zu fürchten, das man kannte, war eine Sache. Die Angst vor einer unbekanntem Bedrohung, die jederzeit, überall und in jeder Form zuschlagen konnte, war etwas ganz anderes. Kosminski hatte Bernie einmal unterschätzt. Das würde ihm nicht noch einmal passieren. Hätte dieser Mistkerl nicht dieses unsägliche Beweismittel in der Hand, seine Lebensversicherung mit mehreren Policen, dann wäre es ein Kinderspiel, ihn auszuschalten. Es war auch vollkommen aussichtslos, diesem heiligen Almdudler Geld anzubieten oder eine Karriere bei Kosminski. Nicht Bernie! Der würde selbst einen randvollen Geldkoffer stehen lassen, dieser Spinner. Das wusste Kosminski, denn er hatte es versucht. Warum zum Teufel meldete sich dieser

Idiot Smiley nicht endlich? Die halbe Stunde war längst um! Kosminski wählte aufgebracht Smileys Nummer. „Hab sie leider verloren“, flüsterte sein Mitarbeiter und aus seiner Stimme sprach die nackte Panik. Kosminski explodierte wie ein Molotow-Cocktail und es dauerte eine ganze Weile, bis seine sich überschlagende Stimme wieder verständliche Laute bildete. Smiley zog instinktiv den Kopf ein und wartete, bis der Wutanfall seines Chefs vorbei war. Frank und Bernie hatten sich getrennt und Smiley hatte zunächst Bernie verfolgt, der einen unbekanntem Mann am Marktplatz getroffen hatte. Plötzlich waren die beiden verschwunden - und weder Frank noch Bernie zu finden. „Du setzt auf der Stelle deinen Arsch in Bewegung und durchkämmst die ganze Stadt!“ schrie Kosminski außer sich. „Du findest die beiden, sonst finde ich dich!“ Smiley zuckte zusammen. Dieser Kosminski-Ton war Alarmstufe rot. Er musste Frank und Bernie finden, sonst konnte er sich in die Südsee absetzen.

Frank und Bernie blieben verschwunden. Bis zum Abend. Genau gesagt, bis zum Kurzfilm-Festival im Globe. Nachdem Smiley die Stech-Brüder bis zum Nachmittag nicht gefunden hat, setzt sich Kosminski persönlich in Bewegung, begleitet von seiner Tochter Marion und Knut Eisele. Um Eisele zu motivieren, hatte er eine Belohnung ausgesetzt für denjenigen, der ihm Frank und Bernie lieferte. Trotz intensiver Suche blieben die Brüder aber wie vom Erdboden verschluckt.

Um zehn sollte das Festival beginnen. Kurz vor halb zehn bildete sich langsam eine Warteschlange vor dem Eingang. Und dann kam der Anruf von Eisele, dass er die beiden Stechs am Globe gesehen habe. Kosminski war gerade in der Schwatzbühlgasse unterwegs. So schnell er angesichts seiner Körperfülle und Kurzatmigkeit konnte, eilte er die Gasse entlang, am Haalplatz vorbei, Richtung Globe. „Sie sind da drinnen“ meldete Eisele und deutete auf das Globe.

Kurzfilm-Festival. Film. Globe. Langsam bildete sich ein ungeheuerlicher Verdacht in Kosminskis Kopf. So ungeheuerlich, dass es einfach nicht sein konnte. So weit würde er nicht gehen! Kosminski versuchte, die aufkommende Panik soweit in den Griff zu bekommen, dass Eisele sie nicht bemerkte. Das wäre fatal und hätte Kosminski seine Stellung als Chef gekostet. „Soll ich Karten besorgen?“, fragte Eisele. Kosminski stimmte zu, obwohl er am Liebsten abgehauen und untergetaucht wäre. Mit dem Gefühl, seiner eigenen Hinrichtung beizuwohnen, nahm er auf den harten Holzbänken Platz. Der Showdown begann kurz nach zehn. Gleich der erste

Beitrag war Bernies Film, Bernies Lebensversicherung, mit Kosminski als Hauptdarsteller. Als Kosminski, Sekunden nach dem Start, Gewissheit hatte, dass Bernie Ernst machte, täuschte er einen Schwächeanfall vor, zwängte sich durch die Reihen hindurch ins Freie und verschwand im Dunkel der Nacht.

Die Zuschauer sahen einen kleinen Film, aufgenommen mit winzigen versteckten Kameras in Kosminskis privaten Räumen. Diese Kameras hatte Bernie während eines Treffens vor vielen Jahren ins Haus geschmuggelt, eigentlich mit dem Ziel, Kosminskis Schweinereien bei der Ölpipeline durch den Baikalsee beweisen zu können. Zu sehen war dann aber etwas viel Brisanteres. Nachdem Kosminski nämlich das Licht in seinem Schlafzimmer romantisch gedimmt und eine alte Platte von Zarah Leander aufgelegt hatte, frönte er seiner ganz privaten Passion, von der außer ihm und nun leider Bernie bis dato niemand wusste. Die Vorhänge waren zugezogen, Zarah sang „Ich weiß, es wird einmal ein Wundärrr geschäään...“, während Kosminski sich langsam auszog. Dann setzte er sich an den Schminktisch, schminkte sich formvollendet, setzte eine Perücke auf und zog dann ein tief dekolletiertes und reich mit Pailletten verziertes Abendkleid samt den dazugehörigen Pumps an. Schließlich griff er zu einem imaginären Mikrophon und besang in hellem Bariton zusammen mit Zarah „Drei kleine Sterne“ und „Kann denn Liebe Sünde sein?“. Diejenigen im Publikum, die Kosminski nicht kannten, fanden den Film einfach nur lustig. Diejenigen, die ihn kannten, waren sprachlos. Kosminski war erledigt. Von diesem Schlag würde er sich nie wieder erholen.

Kosminskis Leiche fand man wenige Stunden später, an einer flachen Stelle im Kocher, mit dem Gesicht nach unten. In der Tasche seines Jacketts klingelte immer wieder sein Handy und erregte so die Aufmerksamkeit einiger Nachtschwärmer. Wer auch immer versuchte, Kosminski anzurufen, er würde keine Antwort mehr bekommen.

16. Kapitel: Tatjana Kruse

Smiley saß auf der Brüstung vor dem Schwäbisch Haller Rathaus und kotzte sich die Seele aus dem Leib.

Das lag an der Treppe. Je länger er sie anstarrte, desto mehr erinnerte sie ihn an eine riesige Tsunamimonsterwelle. Fatal, wo er doch schon bei leichtem Wellengang seekrank wurde. Die Rühreier vom Frühstück waren bereits draußen und dampften auf dem Pflaster vor sich hin. Er spürte, dass der Hefezopf mit Pflaumenmus gleich folgen würde.

Smiley war kein Freund von Treppen jedweder Art. So gesehen war es die reine Folter gewesen, dass er die letzten Wochen wartend auf einer Treppe hatte verbringen müssen. Wartend auf einen Berliner namens Frank Stech, den er im Auftrag von Mr. X exterminieren sollte. Das war sein Job. Exterminator. Kammerjäger für menschliches Ungeziefer.

Mit Stechs von Tag zu Tag knittrigerem Foto in der Hand war er also in Salzburg auf der Treppe gesessen. *An die Salzburger Treppe denkt jeder gebildete Berliner zuerst*, hatte Mr. X gesagt. Aber dieser abgebrochene Akademiker namens Frank Stech war wohl nicht gebildet. Oder kein Berliner.

Jedenfalls hatte Smiley irgendwann kleinlaut bei Mr. X angerufen und das Ausbleiben von Stech gemeldet. Woraufhin ihn dieser nach Schwäbisch Hall geschickt hatte. Noch 'ne Treppe. Und was für eine.

Smiley, ein wuchtiger Koloss mit ausufernder Körperbehaarung, sah furchteinflößend aus. Selbst wenn er lächelte. Besonders, wenn er lächelte. Er lächelte aber nicht oft. Er war nämlich Philosoph, ein Denker, und denkende Menschen haben nichts zu lächeln. Sein Spitzname rührte von der dämlichen Tätowierung her, die er sich nach einem mitternächtlichen Besäufnis hatte stechen lassen. Auf seinem Hinterkopf. Ein riesiges Grinsegesicht. Nach dem ersten Schock hatte er sich damit getröstet, dass Haar über die Sache wachsen würde. Aber seine Haare wuchsen nicht wieder nach. Jetzt lief er mit einer Platte durch die Welt. Und einem Smiley auf dem Schädel. Nein, er hatte wahrlich nichts zu lächeln.

Wer behauptete, dass er je gelächelt hatte, log. Oder hatte nur die grinsende Tätowierung auf seinem Hinterkopf gesehen ...

Und nun saß Smiley also auf der Sandsteinbrüstung vor dem Schwäbisch Haller Rathaus und sah auf diese Gigantotreppe.

Eigentlich war Smiley Buddhist. Er wollte niemanden umbringen. Das gefiel Buddha nämlich nicht. Und vergrätzte den Dalai Lama. Und der Dalai Lama war für Smiley der Coolste. Gleich nach Bruce Willis.

Schon als Kind hatte Smiley am liebsten *Daktari* im Fernsehen angeschaut. Oder *Flipper*. Oder *Lassie*. Tiere hatten so etwas Unschuldiges. Er liebte alles, was krechtete und fleuchte. Überall. Auch hier in Hall. Smiley trat nie auf eine Ameise in den Ackeranlagen, teilte seinen leckeren Kuchen im *Café am Markt* willig mit sämtlichen Wespen und war strikter Vegetarier, sogar im *Alten Schlachthof*. Aber als Mr. X ihn seinerzeit entdeckt hatte - damals hatte er als Türsteher gearbeitet - hatte er gesagt: "Junge, in dir schlummert ein Profi-Killer. Lass ihn raus." Und jemand wie Mr. X widersprach man nicht. Auch wenn Mr. X uralt war und so winzig, dass Smiley in der Mitte abknicken musste, um das arthritische Stimmchen in der Höhe seiner Knie überhaupt zu verstehen. Doch in den Augen von Mr. X hatte er es gesehen: das Böse.

Das war nicht nur so dahingesagt. Dieser Mr. X trug eine Halskette aus Zähnen. Menschenzähnen, wie Smiley damals konsterniert festgestellt hatte, weil er die Amalgamfüllungen sehen konnte. Mr. X war das fleischgewordene Böse. Man tat immer, was Mr. X einem befahl. Und deswegen hatte sich Smiley auch auf Befehl von Mr. X als Undercovergorilla in die Verbrecherorganisation Kosminskis eingeschlichen. Offenbar hatte Mr. X noch ein Hühnchen mit Kosminski zu rupfen. Jedenfalls wollte er Kosminski tot sehen.

"Sehr gut gemacht, Junge", hatte Mr. X am Telefon gesagt, als die Zeitungen von Kosminskis Ableben berichteten. Smiley hatte sich nicht getraut, es Mr. X zu sagen. Die Wahrheit. Dass nämlich Kosminski gar nicht tot war ...

Rückblende. Egal, wie fröhlich pastellig man eine Leichenhalle streicht, sie bleibt doch eine Leichenhalle und mithin ein Hort der Verzweiflung. Nicht für Smiley. Der war, im Gegenteil, hoch erfreut, dass jemand anderes Kosminski das Lebenslicht ausgeblasen hatte. So blieb es *ihm* erspart. Sein buddhistisches Karmakonto blieb im positiven Bereich.

Ein bekittelter Mann führte ihn einen Gang entlang. Smiley hatte sich als Kosminskis Vetter ausgegeben und wollte ihn identifizieren. Man hatte gar nicht groß nach seinen Papieren gefragt, sondern ihn gleich zu dem Edeltahltisch mit dem hellgrünen Laken geführt, das sich hochgebirgsgleich über einem irrsinnigen

Walfischbauch türmte. Auf einem Hocker daneben lagen ein Paillettenkleid in XXXL und rote Pumps, Größe 48.

“Sie sind doch nicht zart besaitet, oder?“, erkundigte sich der Bekittelte.

Smiley schüttelte den Kopf. Männlich-herablassend, wie er hoffte. Aber natürlich musste er sich dann doch übergeben.

Der Mann unter dem aufgeschlagenen Laken hatte nämlich kein Gesicht mehr. Jemand hatte es ihm gründlich zermantscht.

Smiley rannte ins Freie und holte tief und schnorchelnd Luft, wie ein ertrinkender Matrose, der zum letzten Mal an die Wasseroberfläche kommt.

Erst danach realisierte er, dass die gesichtslose Leiche über und über tätowiert war. Jeder wusste doch von Kosminskis Transvestiten-“Geheimnis“. Der Mann hätte sich nie und nimmer tätowieren lassen - und wenn doch, dann allenfalls mit einer fragilen Rose auf der schwammigen Schulter oder einem fröhlich hüpfenden Delphin auf der überdimensionalen Pobacke. Da hatte jemand den falschen Kosminski beseitigt.

Smiley war es egal. Hauptsache, er konnte eine Leiche vorweisen. Was Mr. X nicht weiß, macht ihn nicht heiß, dachte Smiley.

Als Smiley Jahre später in einem Fernsehbericht, in den er zufällig hineinzappte, als er auf den Beginn der langen Heinz-Sielmann-Nacht wartete, den Mannheimer Schauspielereiche Burkhardt Kosminski sah, erkannte er ihn sofort wieder. Teuflich genial, nur den Vornamen zu ändern und 150 Kilo abzuspecken. Kosminski mochte kein Verbrecherkönig mehr sein, der mit Menschen wie mit Marionetten spielte, dafür konnte er jetzt bei Schauspielern die Puppenstränge ziehen. Kosminski hatte Kosminski umgebracht, um als Kosminski wiederaufzuerstehen. Eine geniale Lösung! Schade nur um den namenlosen Obdachlosen, der dafür hatte herhalten müssen. Tja, sowas nannte man dann wohl Kollateralschaden.

Aber nun saß Smiley ja hier auf der Brüstung vor dem Rathaus. In Hall.

Er versuchte, nicht auf die wogende Treppe der St. Michaelskirche zu schauen, sondern auf den kleinen Haufen Demonstranten, die auf bunten Transparenten KEINE KICKER-WM IN HALL forderten und das auch fröhlich skandierten.

Smiley vermisste Berlin. In Schwäbisch Hall war alles so schön und beschaulich. Das passte nicht zu ihm, er vermisste die Hektik der Metropole und deren Feinstaubgehalt in der Luft, war auf emotionalem Berlin-Entzug. Es war, wie wenn man versuchte, vom Koffein loszukommen und plötzlich roch die ganze verdammte

Welt nach *Tchibo*.

Mr. X hatte nach Kosminskis vermeintlichem Gewalttod verlangt, dass Smiley Frank Stech und gleich auch dessen Bruder Bernie beseitigte. Und zwar pronto. Smiley, der sanfte Riese mit dem großen Herz, war ganz trübsinnig geworden. Zwei auf einen Streich! Oh, das würde dem Dalai Lama nicht gefallen.

Doch manchmal, nur manchmal, hat das Schicksal ein Einsehen mit der leidenden Kreatur. Smiley hatte soeben sein Garni-Hotel in der Klosterstraße verlassen, als es wie wild auf der angrenzenden Crailsheimer Straße zu hupen begann. Eine Hup-Sinfonie, wie sie Alban Berg nicht disharmonischer hätte komponieren können. Und dann hörte man auch schon den Knall. Ein ganz böser, metallisch quietschender Knall, der mit gefühlten 210 Dezibel Risse ins Trommelfell der Umstehenden ratschte.

Im Polizeibericht sollte später stehen, dass laut Aussage von Augenzeugen der Lenker des Fahrzeugs urplötzlich wild mit den Armen gerudert hatte. Offenbar verwechselte er dabei auch das Gaspedal mit der Bremse. Jedenfalls raste der Wagen ungebremst in die Betonmauer an der Bushaltestelle Holzmarkt. Der Beifahrer starb noch am Unfallort - er war nicht angeschnallt gewesen. Der Fahrer verschied kurz darauf auf dem OP-Tisch im Diakoniekrankenhaus. Die Gerichtsmedizin fand später einen Wespenstich in seinem selbst im Tode noch panisch verzerrten, aufgedunsenen Gesicht.

Frank Stech und sein Bruder Bernie waren mithin nur noch Geschichte. Gegenüber Mr. X stellte Smiley es natürlich so dar, als habe *er* die Wespe in den Wagen geschmuggelt.

Und nun saß Smiley auf der Brüstung vor dem Rathaus.

“Wissen Sie, wie alt der Neubau ist?“, fragte eine Piepsestimme. Sie gehörte einem blondgelockten Mädchen mit herzigem Sommersprossengesicht, nicht älter als zehn.

“Wir machen bei einem Stadtquizz mit“, erklärte die Kleine sehr ernsthaft.

Smiley - der Existenzialist, der Geist, der alles verneinte - musste sich sehr anstrengen, um nicht zu lächeln. “Nein“, sagte er, böse, wie er hoffte. Es kam aber knuffig-bärig heraus. Die Kleine grinste ihn verschmitzt an und zog ab.

“Dieser Eisele weiß zu viel, der muss natürlich auch verschwinden“, hatte Mr. X gefordert. Der Mann kannte echt kein Erbarmen.

Lange hatte Smiley gegrübelt, wie er Knut Eisele umbringen könnte. Natürlich von

hinten, er würde es nicht ertragen, ihm dabei in die Augen zu schauen. Er kannte Eisele schließlich persönlich, hat auch schon in Berlin eine Nacht mit dem Stimmenimitator durchzechert, der für ihn *Flippers* keckerndes Lachen nachgemacht hatte. Aber es half ja nunmal nichts.

Eine Waffe besaß Smiley selbstverständlich nicht - das gab ganz, ganz schlechte Karma-Punkte. Erdrosseln bot sich da als Alternative an.

Nachdem Smiley sich genügend Killerlust anmeditiert hatte, war er zu Eiseles Bleibe gestapft, hatte mit seinem Dietrich den Eingang aufgehebelt - und Knut Eisele in Löffelchenstellung mit Marion im Bett liegend entdeckt. Die beiden schliefen tief und fest. Offenbar nach wildem Liebesrausch: überall im Zimmer lagen Kleidungsstücke verstreut, die Laken waren zerwühlt und an der Deckenlampe baumelten Handschellen mit rotem Plüschbezug.

Smiley brachte es nicht über sich. Er konnte es einfach nicht. Er ging ins Bad, betrachtete sein Pitbullgesicht im Spiegel und versuchte sich an einer Yoga-Atemübung: Friedfertigkeit ausatmen, Blutrünstigkeit einatmen. OM.

Da hörte er den Schuss.

Instinktiv duckte sich Smiley unter das Waschbecken. Natürlich passte er eigentlich nicht drunter. Schließlich war er ein Berg von Mann. Irgendwie verhedderte sich seine Lederjacke im Abflussrohrknick. Ein zweiter Schuss. Smiley ruckelte am Rohr. Riss es los. Dreckwasser, feuchte Haarbüschel und ein Q-Tipp flogen ihm um die Ohren. Über die Fliesen robbte er auf dem Rücken zur Wand. Sah panisch zur Tür. Nichts.

Nach einer Weile stand Smiley auf und lugte ins Schlafzimmer. Marion lag ganz friedlich auf dem Rücken. Allerdings hatte sie jetzt drei Augen: zwei blaue und ein rotes mitten auf der Stirn. Alle drei sahen zur Decke auf. Smiley hatte das dumpfe Gefühl, als ob eben eine Vision wahr geworden wäre. Er schüttelte das Gefühl ab.

Auf dem Boden vor dem Bett lag Knut Eisele. Der Stimmenimitator hatte sich offenbar den Lauf der Waffe tief in den Rachen geschoben und dann abgedrückt. Jedenfalls fehlte ihm jetzt der Hinterkopf. Überall Blut und Hirnmasse.

Klar, dass Smiley sich erstmal übergeben musste.

Als er sich wieder gefangen hatte, entdeckte er den Abschiedsbrief. Knut, der herausgefunden hatte, dass Marion von seinem Widersacher Frank Stech schwanger gewesen war, hatte nicht mehr leben wollen. Aber allein auf den langen Weg in die Unterwelt hatte er sich offenbar auch nicht machen wollen, also hatte er

Marion und ihren Embryo mitgenommen. Ironischerweise war Marion gar nicht von Frank Stech schwanger, sondern von Nitro-Jannis, in den sie sich beim Bombenbasteln verliebt hatte. Aber dieses Geheimnis nahm sie nun mit ins Grab.

Jede Kugel sucht sich ihren Weg und es gibt zu viele Idioten mit einem Waffenschein auf dieser Welt. Smiley schüttelte den Kopf. Furchtbar, so ein "erweiterter Suizid", dachte er. Das war der Fachbegriff. Wer sagt, dass jeden Sonntag *Tatort* gucken nicht bildet?

Den Abschiedsbrief und die Waffe nahm Smiley mit. Für Mr. X sollte es nach einem sauber ausgeführten Auftragsmord aussehen. Erst später erfuhr Smiley, warum Mr. X darüber gar nicht glücklich war.

Aber nun saß Smiley ja auf der Brüstung vor dem Haller Rathaus und kratzte geistesabwesend an einer Schorfstelle an seinem Hals.

Es fing an zu regnen. *A Hard Rain 's A-Gonna Fall*, wie Bob Dylan gesungen hatte. Das Wasser rann über Smileys glattpolierten Schädel in seinen Kragen und Smiley wünschte sich, der Regen würde das Grinsegesicht auf seinem Hinterkopf wegwaschen.

Mr. X hatte ihm in groben Zügen erklärt, was sich hier in Schwäbisch Hall absurderweise zugetragen hatte. Es ging um die Kabbala, schweineteure Ölgemälde, Bomben, Zettel, Bäumchen-wechsle-dich-Identitäten - Smiley hatte da nicht durchgeblickt. Alles war irgendwie miteinander verstrickt, wie ein billiger Pulli, der in Kinderarbeit in Bangladesch hergestellt worden war.

War das nun real, ein Traum oder alles ein Song, den Bob Dylan nie geschrieben hatte? Egal.

Mr. X wollte auch den Schauspieler loswerden. Martin Lottermann. Smiley meinte, sich an das Lottermannsche Gesicht zu erinnern. Aus einem Werbespot. Oder einer Vorabendserie. Andererseits ähnelten sich diese Schauspieler immer mehr: schmale Bürschchen mit glattgebügeltem Gesichtsausdruck. Kantige Typen wie er, Smiley, hatten da keine Chance. Nicht, dass Smiley ins Fernsehen gewollt hätte. Sein Ding war die Wirklichkeit. Aber was war die Wirklichkeit? Der Philosoph in ihm kam ins Grübeln. Manchmal hatte Smiley das Gefühl, Protagonist in einer Geschichte zu sein, von der Autorin durch die Seiten gehetzt zu werden, kurz, knapp, witzig, um nur ja nicht langweilig zu werden. Smiley missfiel das. Er sah sich eher als tragischer Held eines Balzac'schen 600-Seiten-Schmökers.

Er hatte sich mit Lottermann im Anlagencafé verabredet. Zu Bananensaftschorle und Salat. Sehr idyllisch. Das Rauschen der Fontäne. Von fern das Quaken der Enten auf dem Kocher.

Smiley hatte vorgegeben, Regisseur zu sein und einen Hauptdarsteller zu suchen. Lottermann hatte lässig getan, aber selbst Smiley hatte gemerkt, wie gierig Lottermann plötzlich geworden war. Er hatte beteuert, die Idealbesetzung zu sein, keinerlei Proben zu brauchen, auch auf Russisch oder Suaheli spielen zu können und das wandlungsfähig und glaubhaft und zwar alles, vom jugendlichen Romeo bis zum alten Faust. Ob er mal eine Kostprobe ...?

Zur Freude der anderen Café-Gäste, überwiegend Touristen, war Lottermann auf einen Tisch gesprungen und hatte Shakespeare deklamiert. *Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist, spielt weiter! Gebt mir volles Maß! Dass so die übersatte Lust ...*

Weiter war er nicht gekommen. Ein Crouton aus dem Salat war ihm in den falschen Hals gerutscht. Er würgte. Er röchelte.

“Ist ein Arzt zugegen?“, hatte die junge, ausnehmend hübsche Kellnerin gerufen, als das Röcheln minutenlang nicht abbrach und Lottermann einen unguuten Blau-Ton annahm, aber es war kein Arzt zugegen. Die Kellnerin klopfte Lottermann auf den Rücken, ein Lederhosenträger mit Ohrring knöpfte Lottermanns Hemd auf - “So kriegt er besser Luft!“ - und eine japanische Touristengruppe auf dem Weg zur Comburg schoss Fotos, weil sie es für traditionelles deutsches Brauchtum hielten, wenn drei Menschen auf einem Tisch eine Mischung aus Tabledance und Saturday-Night-Fever-Discotanz zu veranstalten schienen.

Lottermanns Todeskampf zog sich hin. Das Plätschern der Fontäne zerteilte die Zeit in feuchte Schnipsel. Dann war es vorbei.

Smiley betrachtete das als neuerliches, gütiges Eingreifen des Schicksals. Er war hochzufrieden.

Aber natürlich musste er sich trotzdem übergeben. Er konnte einfach keine Leichen sehen. Schon gar keine schrecklich verkrampften Leichen, die quer über einem Kaffeehaustisch lagen und aus der die Augäpfel förmlich herauszuquellen schienen. Gegenüber Mr. X erklärte Smiley, er habe ein nicht nachweisbares, geruchloses, geschmackloses Gift in Lottermanns Salat gemischt.

Und jetzt saß Smiley also hier auf der Rathausbrüstung.

Gottseidank hatte er die andere Frau in diesem Verwirrspiel nicht umbringen

müssen. Diese Aimée Bechstein. Kurt Tucholsky hatte mal gesagt, wer in einem blühenden Frauenkörper das Skelett zu sehen vermag, ist ein Philosoph. Aber Smiley beließ es lieber bei dieser Visualisierung. Frauen umzubringen war wirklich nicht seine Sache. Das taten die Helden in den alten Schwarz-Weiß-Filmen auch nie. Mord war etwas, was man von Mann zu Mann erledigte. Da hatte Gleichberechtigung nichts zu suchen.

Aimée Bechstein war im Zug von Zürich nach Basel an einem profanen Infarkt gestorben. Sie war einfach nicht mehr die Jüngste. Schon über sechzig. Und immer ungesund gelebt. Unzählige Male hatte sie sich außerdem unglücklich in Schauspieler verliebt und sich immer wieder aufs Neue das Herz gebrochen. Dieses Mal war ihr Herz endgültig entzwei gegangen. Aber nicht aus Liebe. Die Sache mit dem millionenschweren Erbe war wohl zu viel für sie gewesen.

Immer mehr Frauen infarkteten ja neuerdings. Aimée Bechstein hatte es ungefähr in Höhe Karlsruhe erwischt. War ziemlich spektakulär gewesen. Eine Mitreisende hatte vor lauter Panik die Notbremse gezogen. Kurz vor dem Bahnhof Karlsruhe war der ICE abrupt zum Stehen gekommen. Über zwanzig Menschen hatten sich bei der Notbremsung schwer verletzt. Auf seinem Hotelbett liegend hatte Smiley den Bericht darüber im Fernsehen gesehen. Und sich gefreut. Nicht, dass so viele Menschen Schaden gelitten hatten. Darüber freute sich ein buddhistischer Philosoph nicht. Auch kein philosophierender Buddhist. Nur darüber, dass Aimée Bechstein tot war und er sie jetzt nicht zu ermorden brauchte.

Der Fernsehsprecher wies noch darauf hin, dass ein Rassehund, nämlich ein Rhodesian Ridgeback, am Unfallort aufgefunden worden war. Er war unverletzt. Durch sein Bellen fanden die Rettungskräfte zwei eingeklemmte, aber ansonsten unverletzte Kinder. Die Stadtverwaltung Karlsruhe ernannte den Hund, auf dessen Halsband *Leo* stand, zum Ehrenhund der Stadt. Er wurde später vom Oberbürgermeister adoptiert und von dessen Kindern mit Würstchen und Streicheleinheiten lebenslang verwöhnt.

Und nun saß Smiley also hier auf der Rathausbrüstung. Irgendwas lief grundsätzlich schief in seinem Leben. Er war nie so dämlich gewesen, sich für ein Dasein als Optimist zu entscheiden. Er wusste, dass am Ende immer alles beschissen ausging. Das beispielsweise einem Eierkocher inhärente Glücksgefühl war den Menschen schon rein evolutionstechnisch einfach nicht vergönnt. Darum war Smiley ja

Philosoph geworden.

“Vergessen Sie die Transe nicht. Diesen Interpolagenten alias die Regisseurin“, hatte Mr. X abschließend gemahnt.

“Ich weiß nicht recht, Boss, das fällt doch auf, wenn so viele sterben“, hatte Smiley eingewendet, “die Polizei bildet bestimmt eine Riesen-SoKo aus echt guten Bullen, nicht aus solchen Verkehrswinker ...”

“Du tust, was man dir sagt!“, hatte Mr. X geherrscht. Ein “sonst” hatte er gar nicht aussprechen müssen, das hing ohnehin überdeutlich in der Luft. “Olsen erwartet dich heute Nachmittag, Schlag fünf. An der Treppe. Schließ die Sache sauber ab!” Das Geräusch, das Smiley daraufhin hörte, war ein Telefonhörer, der in Berlin aufgelegt wurde.

Mr. X hieß in Wirklichkeit Bechstein. Er hatte sich immer als Aimée Bechsteins Großvater ausgegeben, obwohl er nur 29 Jahre älter war als sie, was eine biologische Großvaterschaft zwar nicht unmöglich machte, aber unwahrscheinlich. Irgendwann hatte er ihr gebeichtet, dass er einer der ganz Großen im organisierten Verbrechen war, und sie gebeten, ihn vor aller Welt als verstorben zu erklären. Sie, die immer fest davon überzeugt gewesen war, dass es sich bei ihm um ihren echten Großvater handelte, weil sie im Kopfrechnen miserabel war und weil man glaubt, womit man aufwächst, hatte sich gefügt.

Was keiner wusste, außer Smiley vielleicht, war, dass Kosminski, ja Kosminski, der illegitime Sohn des alten Bechstein war. Bechstein alias Mr. X hatte sich für seinen Transvestitenbastard immer geschämt, nur dessen Tochter, seine Enkelin Marion, hatte er geliebt. Sie war taff, eine Bombenbauerin, mit dem Potenzial, sein Verbrecherimperium irgendwann zu übernehmen. Blöderweise hatte sie sich in den Nichtsnutz Frank Stech verliebt. Mr. X hatte Stech nach Salzburg locken und dann ermorden lassen wollen. Es hätte wie ein Unfall aussehen sollen. Aber alles war schief gelaufen, weil dieser blöde Stech die Treppen verwechselt hatte.

Nun waren beide Enkelinnen tot. Offenbar hatte das Mr. X auch noch den letzten Rest Menschlichkeit geraubt. Jetzt wollte er alle tot sehen. Einfach alle. Das Narrenschiff geriet schlingernd außer Kontrolle - vielleicht war es auch nie unter Kontrolle gewesen.

Smiley hatte vermutet, Markus Olsen wäre längst abgetaucht, hätte sich eine neue Perücke besorgt, einen neuen Fummel, eine neue Regiearbeit.

Aber nein, Olsen war in Hall. Früher oder später kommen sie eben alle hierher

zurück. Olsen war kaum wiederzuerkennen - ohne Hund, in einem edlen Nadelstreifenanzug und demonstrativ unrasiert. Lässig saß er auf der Treppe, auf der dritten Stufe von unten, als ob er sich in der Sonne aalen würde, dabei schiffte es wie blöd. Vielleicht war er tatsächlich von Interpol. Ein korrupter Ermittler, der Mr. X die Informationen in die Hand gespielt hatte und nun dafür bezahlen musste.

Smiley schluckte.

Ob jetzt zufällig ein Depressiver vom Michaelsturm sprang und dabei auf Olsen fiel? Aber bei diesem Wetter brachte sich niemand um. Selbstmörder warten immer auf Sonne. Außerdem hatte es schon zu viele Zufälle gegeben. Dieses Mal würde ihm das Schicksal nicht in die Hände spielen. Die Realität war zwar immer noch schräger als alle Fiktion, aber so schräg war sie auch wieder nicht. Der Moment der Entscheidung war gekommen. Smiley musste jetzt entweder sein Erspartes abheben und auf eine Insel in der Südsee fliehen, in der Hoffnung, Mr. X würde ihn dort nicht aufspüren, oder er musste Olsen umbringen und in Kauf nehmen, dass er im nächsten Leben als Blutegel wiedergeboren wurde.

Smiley glitt von der Rathausbrüstung.

Die Anti-Kicker-WM-Demonstranten hatten sich verzogen. Es regnete ihnen wohl zu sehr. Vor dem *Café am Markt* und dem Gasthaus *Goldener Adler* saß auch niemand mehr.

Jetzt oder nie.

Smiley stapfte auf die Treppe zu.

Olsen sah ihn kommen. Er stand nicht auf. Lächelte aber. Was hatte Mr. X ihm gesagt? Dass ein Geldbote mit der letzten Denunziantenrate kommen würde?

Nach der halben Strecke sah Smiley Einzelheiten.

Markus Olsen hatte große, braune Augen, die welpengleich blickten. Und ein naives Grübchenlächeln. Kurzum, Olsen erinnerte Smiley an Tick, Trick und Track, die kleinen Neffen von Donald Duck. Okay, sie stellten jede Menge Unsinn an, aber man konnte diesen piffigen Erpelchen nicht wirklich böse sein. Und einer solchen Ente sollte er jetzt den Hals umdrehen?

Smiley schluckte. Und kam immer näher. Seine Fäuste in den Jackentaschen ballten sich. Er atmete flach und abgehackt.

Olsen stand immer noch nicht auf. Das hätte es leichter gemacht. Dann wäre er ein Feind auf Augenhöhe. Keine kleine Ente.

Smiley war ein hässliches Kind gewesen. *Das hässliche Entlein* war folglich immer

sein absolutes Lieblingsmärchen. Doch jetzt war Smiley ein Schwan. Ein Killer-Schwan auf seiner bösen Mission, der das unschuldige Entlein entleiben sollte.

Smiley schluckte schwer.

Olsen lächelte heiter.

Smiley baute sich vor ihm auf.

Er hatte das Gefühl, Walt Disney höchstselbst würde vom Himmel auf ihn herabsehen. *Tu es nicht, mein Sohn*, flüsterte der Zeichentrickaltmeister in Smileys Blumenkohlohren, seinen himmlischen Zeichenstift aus der Hand legend.

Smiley überkam eine Gefühlsregung. Zum ersten Mal in seinem Leben verzog sich sein Gesicht zu einem ehrlichen, breiten Lächeln, das Markus Olsen in seiner Gänze zu umfassen schien.

Dann zog Smiley seine Rechte wuchtig aus der Tasche und spaltete mit einem einzigen geübten Karate-Handkantenschlag final knackend Olsens Schädel.

He, was haben Sie erwartet, Mord ist sein Beruf!